



Berlin, den 15. April 1899.

Chromatrop.

Die das Deutsche Reich regirenden Herren sollen während der letzten Wochen recht verdurst dreingeblickt und mehr als einmal in bitterlich klingenden Worten ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben haben. Jahre lang wurde jeder Schritt, den sie thaten, mit Jubelgebrüll begrüßt, jedes Witzchen, das sie zu machen geruthen, juchzend als eine Heldenleistung diplomatischer Kunst gepriesen. Nun stehen die an so reichliche Fütterung mit Lob Gewöhnten staunend vor einem Neuen: sie werden plötzlich angegriffen, heftig, manchmal sogar mit unflugem Pathos. Die Garde, deren Formation aus den Tagen des Caprivismus stammt, wankt und weicht zwar noch nicht von der Wacht vor der Wilhelmstraße; ihr ist Herr von Bülow, ist der dekorative Kanzler ein Mann, der den wüsten Agrarierhorden mißfällt und der um jeden Preis deshalb geschützt und durch eine Bajonnettwand vertheidigt werden muß. Die selben Leute, die einst mit wüthender Schmähung über Bismarck Vater und Sohn herfielen, als der Konsul Knappe in Apia auf eigene Faust falsch gehandelt hatte, rufen jetzt über die Dächer, nur ruchlose Landesverräther könnten, weil vielleicht ein deutscher Konsul auf den Schiffer-Inseln einen Fehler begangen habe, die höchst ehrenwerthen Leiter der Reichspolitik tabeln. Die Anderen aber, die schon bereit schienen, das schöne Lied von der Wiederkehr der besten Tage bismarckischer Diplomatie anzustimmen, sind nun ungeberdig geworden und steigern den eben noch sanften Ton bis zu härtester Rügerede. Samoa liefert ihnen nur den Vorwand. Was da geschehen ist,

seit der englische Oberrichter den Häuptling Mataafa vom Thronchen stieß und Malietoa-Tanu von der anglo-amerikanischen Macht zum König geführt ward, ist für Deutschlands Südseeinteressen sicher sehr unersreulich; und es ist dem Ehrgefühl eines starken und stolzen Volkes kaum zuzumuthen, daß es solche Veringschätzung erworbener Rechte ruhig hinnehmen soll. Aber die Herren Salisbury und Mac Kinley werden ja irgend eine Art von „Genugthuung“ geben, in Apia wird, einstweilen unter der Scheinherrschaft irgend eines Schattenkönigs, die alte Wirrnis fortwähren, — und kein Verständiger denkt daran, um das Bischofen Samoa Deutschland in Todfeindschaft mit dem neuesten Zweibund von Chamberlains Gnaden zu verheizen. Sollen wir etwa unsere Flotte in den polynesischen Archipel dampfen und gegen Englands und Amerikas vereinte Geschwader einen Seekrieg beginnen lassen? Selbst dem hitzigsten Patrioten könnte solcher kindische Einfall nicht kommen. Die stärksten Panzerschiffe, die schnellsten Kreuzer und die wirksamsten Meerminen können die schweren politischen Fehler nicht aus der Welt schaffen, die da unten seit Jahren begangen worden sind. Das kann höchstens in langer, stiller und stetiger Arbeit vielleicht noch gelingen. Der Samoa-Lärm ist nur ein Symptom, das eine nach und nach entstandene Stimmung endlich ins Gesichtsfeld rückt. Die Unruhe Derer, die nicht nur danach fragen, ob der Händlerprofit steigt und ob die Dividenden der Hütten und Elektrizitätswerke wachsen, ist jetzt erst sichtbar geworden; unter der glatt gehackten Oberfläche war sie dem feineren Ohr aber lange schon spürbar. Der Deutsche findet sich in der internationalen Politik, die seine berufenen Vertreter treiben — oder treiben lassen —, nicht mehr zurecht; ihm fehlt die klärende Orientirung, fehlt die Zuversicht, daß, wie die Zeitungsnavigatoren zu sagen pflegen, eine starke Hand in festem Kurs das Steuer lenkt. Jeder neue Tag bringt ihm neue Nebelbilder vorso blinzelnde Auge, das staunend die *ars magna umbras et lucis* sieht; die Linienrohre der Magierlaternen funktionieren vortrefflich und ein Bild scheint sich schnell in das andere zu verwandeln. Solche dissolving views sind eine Weile recht unterhaltend; schließlich kann man aber Erwachsene nicht immer mit Phantasimagorien bewirthten: sie werden sonst ungeduldig.

Zwei Jahre ist es her, da sollte die nach Marwa beliebte Anglophilie für Zeit und Ewigkeit eingesargt sein. Der Kaiser hatte in dem Telegramm an Herrn Paul Krüger den Erobererzug der Rhodes und Jameson mit hartem Wort verurtheilt, die Presse pries ihn als den berufensten Dolmetsch des nationalen Empfindens und erklärte, der Schimpf, der dem Vertrauensmann der deutschen Volkheit von Briten angethan sei, sperre unserer

Sympathie für ewig den Weg über den Irmellanal. An Rußlands Seite, so hieß es, ist unser Platz. Bald aber wurde die Mündung der ersten Zauberlaterne verhüllt, die der zweiten aufgedeckt. Der prunkvoll inszenirte Kreuzzug gen China, der noch manche Enttäuschung bescheren und wahrscheinlich nur zur schnelleren Mobilisirung der Ostasiaten beitragen wird, verbreiterte die vorher schmale Reibefläche zwischen Deutschland und dem Zarenreich. Die betrübenden Freundschaftsbeweise, die den Türken gewährt wurden und die, allen Segen verheißenden Weissagungen zum Trotz, wirthschaftlich bis heute völlig unfruchtbar geblieben sind, weckten das kaum entschlummerte Mißtrauen der Russen und gaben den Ezechien die Möglichkeit, warnend auf die geheimen Balkanpläne des Deutschen Reiches zu weisen. Das unkluge Betern über Spaniens — doch wahrlich selbst verschuldetes — Leid reizte in den Vereinigten Staaten den Jingogorn. Dann wurde zur Abwechslung wieder von der „Einheit der germanischen Rasse“ geredet und zärtliche Sympathie über den Atlantischen Ozean gerufen. Daß an der Berlin mit Petersburg verbindenden Drahtleitung nicht mehr Alles in Ordnung war, mußte bald Jeder merken; wer es noch nicht gemerkt hatte, Der hörte es aus dem Ton der Worte, die der Kaiser beim Banket der Brandenburger über das Friedensprogramm des Zaren sprach. Und Dem, der auch da noch harthörig blieb, mußte zuerst die Wandlung des Verhältnisses zu England und später die Wahl der im Mai nach dem Haag zu sendenden Friedensboten Gewißheit bringen. Der Gruß, den der Kaiser dem Präsidenten von Transvaal gesandt hatte, wurde als bedauerliches Ergebniß einer irrenden Wallung bezeichnet und Minister und Staatssekretäre zogen spöttisch die Brauen hoch, wenn die eben noch als stammverwandte Helden gefeierten Buren erwähnt wurden. Ueber die Portugiesenerbschaft in Südafrika wurde zwischen Deutschland und England ein Vertrag geschlossen, von dem zwar, wie von heimlicher Liebe, bis auf diese Stunde noch Niemand nichts weiß, mit dem aber Albions schlaue Söhne sicher kein schlechtes Geschäft machen werden. Und endlich sahen wir Herrn Cecil Rhodes, den „Einbrecher“, als ausgezeichneten Gast im berliner Schloß; und der Meldung wurde nicht widersprochen, der Kaiser habe zu dem Kulturspekulanten gesagt, ihm sei, als er nach Pretoria telegraphirte, nicht bekannt gewesen, daß unter Jamesons Leuten so viele Söhne guter englischer Familien waren. . . Also ein anderes Bild: innigste Freundschaft mit England.

Wie dieser Szenenwechsel auf die im Burenland lebenden Deutschen gewirkt hat, mag der Brief eines angesehenen Mannes lehren, der durchaus nicht zu den Schwärmern für die Weisheit der Transvaalregierung gehört:

Johannesburg, am achtzehnten März 1899.

Sehr geehrter Herr Harden,

als der Kaiser vor einigen Jahren Allen, die mit den heimischen Verhältnissen nicht zufrieden seien, den Rath gab, „den Staub des Vaterlandes von ihren Füßen zu schütteln“, sind seine Worte bei Vielen, die Mittel und Muth genug zur Auswanderung hatten, auf fruchtbaren Boden gefallen. Das war um die Zeit, da der Ruf von Südafrikas Goldreichthum zum ersten Male durch die Welt ging. Und so kam es, daß sich ein starker Strom deutscher Auswanderer von der bisher fast ausschließlich nach Amerika gerichteten Emigrantenbewegung abzwigte und sich hierher, nach den sonnigen Hochebenen Transvaals, wandte. Die neu Ankommenden fühlten sich unter den stammesverwandten Buren bald heimisch; und als Englands gold- und kriegesgierige Politik die Unabhängigkeit der Burenrepubliken bedrohte, waren die Deutschen gleich und vor allen Anderen dabei, die Waffen zu Schup und Trup zu ergreifen.

Später war es uns eine Ehre und eine Freude, als der Deutsche Kaiser, raschem Impulse folgend, unseren Präsidenten zu der glücklichen Niederwerfung von Jamesons räuberischem Einfall beglückwünschte. Die politischen Folgen, die das in rechtschaffener Aufwallung abgesandte Kabeltelegramm für Deutschland haben mochte, hatten wir hier nicht zu überlegen; die geschäftlichen Folgen, die es für Viele unter uns hatte, da sie das Brot englischer Kapitalisten aßen und von ihnen nun ohne Weiteres entlassen wurden, trugen wir gern. Wer fragt in politisch erregten Zeiten kleinlich nach persönlichem Vortheil, — insbesondere hier, wo der Kampf ums Dasein weit leichter und die Reizung zu leidenschaftlicher Wallung weit größer ist als im schwerfälligen Norden? Auch hatten wir die Genugthuung, zu beobachten, daß uns die blendende Initiative des Kaisers — mochte sie politisch für Deutschland wünschenswerth sein oder nicht — mit der wärmern Zuneigung der Buren zugleich einen größeren Respekt der Engländer eintrug. Denn der Sohn Albions, so vorsichtig, klug und auf den Vortheil erpicht er selbst ist, weiß doch die rasche That ehrenhaften Jorues an Anderen zu schätzen; und oft genug hörten wir, wie Bismarcks Wort vom furor teutonicus mit einer Art scheuer Bewunderung auf des Kaisers flammende Entrüstung angewandt wurde. Damals wurde Mancher von uns sowohl mit etwa möglichen nachtheiligen Folgen des Telegramms als auch mit früher im Vaterland erlittener Unbill versöhnt.

Heute kommen uns die Engländer hier mit freundlich herablassenden Mienen entgegen. Heute heißt es: „Euer Kaiser ist doch ein sehr kluger Mann! Er hat eingesehen, daß er Englands Weltherrschaft nicht widerstreben kann. Er hat Cecil Rhodes empfangen und ihm hohe Ehren erwiesen. Vielleicht wird ihm Jameson, wenn er gerade Zeit hat, auch noch einen Besuch abstatten. You are really good fellows; jolly good fellows in deed, you Germans.“

So lautet die Tonart heute, nachdem Rhodes', des „Koloßus“, Händedruck den Kaiser, the young man in Berlin, wie er früher frech genannt wurde, in den Augen Englands rehabilitirt hat. Für manchen Deutschen hier mögen, bei dem thatkräftigen Patriotismus der Engländer, kleine geschäftliche Vortheile aus dieser Wandlung des Urtheils erwachsen; im Allgemeinen wirkt der Ruf einer schwankenden Handlungsweise schädlich. Doch sei von persönlichem Vortheil und Nachtheil hier nicht die Rede... Nationen werden nach den Handlungen ihrer berufenen Vertreter be-

urtheilt; so gab die eiserne Beständigkeit des verbliebenen Größten, die er in Feindschaft und Liebe bezeugte, unserem Wort und Händedruck das Relief des Zuverlässigen, Echten . . . Die dunkel dämmernden Wege hoher europäischer Staatspolitik sind uns hier fremd; auch leben wir fern von der Sprache der Höfe. Darum enthalten wir uns jedes Urtheils über den Werth eines zwischen Deutschland und der Charakter-Compagnie etwa möglichen Abkommens über afrikanische Eisenbahnen und Telegraphen; es ist Sache der Wirklichen Geheimen Räthe, zu erwägen, welche Vortheile für Deutschland daraus erwachsen können, wenn Cecil Rhodes die ihm erwielenen hohen Ehren jenseits des Kanals oder gar in Berlin selbst in gangbare Münze umsetzt. Sie werden auch wissen, ob sie ihrem konstitutionellen Fürsten empfehlen durften, durch kaiserlichen Empfang einen völkerrechtswidrigen Akt, wie Jamesons Einfall, scheinbar wenigstens gewissermaßen zu legalisiren.

Wir hier, die Deutschen in Südafrika, wissen nur Eins: Wenn Herr Rhodes von seiner Europareise zurückkehrt und in Kapstadt von seinen Freunden wegen seiner berliner Erfolge beglückwünscht werden sollte; wenn dann beim feierlichen Empfang die Frauen und Töchter unserer moslemitischen Mitbürger ihn mit silbernem U-U-U begrüßen sollten, dann werden wir schweigend bei Seite stehen. Sollte sich aber ein Wirklicher Geheimer Landsmann in seiner Begleitung befinden und uns nach unserer Ansicht über den großen Mann fragen, dann werden wir ihm erklären: „Herr Wirklicher Geheimer Rath! Wenn uns ein Mann besucht, den unser Kaiser einst öffentlich einen Einbrecher genannt hat, so weisen wir ihm die Thür, mögen später auch die Unverantwortlichen das Urtheil des Monarchen in uns falsch dänkende Bahnen gelenkt haben.“ Das klingt freilich nicht wie U-U-U; aber es ist gut Deutsch-Westkanisch.

Das ist keine vereinzelte Stimme. Sie kann den jetzt verblüfft dreinblickenden Herren beweisen, daß die Unzufriedenheit nicht künstlich in der Heimath produziert wird und daß nicht erst die samoanischen Wirren die Unruhe erregt haben, die ihnen nun so merkwürdig scheint. Sie sollte aber auch den Gleichgültigen und Launen unter uns zeigen, wie jenseits des Ozeans die Vandalen über die stumpfe Unselbstständigkeit denken, die in Deutschland leider heimisch geworden ist. Fast täglich lesen wir jetzt, der Kaiser habe Stunden lang allein mit den Botschaftern fremder Großmächte konferirt. Der Brauch ist neu und höchst ungewöhnlich, er würde sogar in absolutistisch regirten Staaten Staunen erregen und nur einem Kurzsichtigen könnte die Bedenlichkeit solcher Vorgänge verborgen bleiben; doch es ziemt sich nicht, den Monarchen zur Nebensache zu ziehen, und man mag gern glauben, daß in diesen langen Gesprächen keine wichtige Entscheidung gefällt, kein unbeachtetes Wort gesprochen, die deutsche Politik an keinem Punkt festgelegt wird. Von den verantwortlichen „Leitern“ dieser Politik aber muß gefordert werden, daß sie endlich mit ungeweihter Klarheit sagen, nach welchem Ziel sie streben, an welchen Platz sie ihr Sehnen zieht. Man braucht den Werth der russischen Freundschaft nicht so hoch zu schätzen, wie Bismarck es that, braucht nicht, wie er, zu glauben,

daß Deutschland im Orient keine den Moskowitern unliebsame Interessen hat, — und kann dennoch finden, daß mit der Entfremdung des Jarenreiches die englische Freundschaft allzu theuer bezahlt wäre. Was hat diese Freundschaft uns denn bisher eingebracht? Kitcheners großartige Technikerleistung hat den Briten im Sudan ein ungeheures, an wirthschaftlichen Ausichten reiches Gebiet erobert und zugleich ihre Herrschaft über Egypten auf absehbare Zeit gesichert. Faschoda ist den Franzosen für immer verloren, an allen Küsten Afrikas weht sieghaft der Union-Jack und jetzt hat sich England auch auf den Tonga-Inseln festgesetzt, also einen neuen Stützpunkt gewonnen, von dem aus künftighin die Bearbeitung der Samoa-Gruppe erleichtert sein wird. Und das Deutsche Reich? . . . Es hat alle Gelegenheiten, die ihm werthvolle Kompensationen schaffen konnten, verpaßt, — nicht etwa, weil es nicht genug Schiffe hat, nein, weil es eine unstete, unproduktive Politik treibt. Es hat sich, in Michelnaivetät, der Vortheile gefreut, die der vornehme Bettler einheimfen durfte, und ganz vergessen, daß die Mehrung politischer Macht auch die Konkurrenzfähigkeit auf den Weltmärkten steigert. Es hat von der „Einheit der germanischen Rasse“ geträumt und sieht nun, wie herrlich diese Einheit sich in Apia offenbart. Auf dieses Reich, das so lange der unbeirrbar fest ruhende Pol war, blicken die Nachbarn nun, blicken Freunde und Feinde als auf ein Element der Unruhe, ein in Wirbelwinden treibendes, hell erleuchtetes Fahrzeug, dessen Ziel Niemand zu erkennen vermag. Ob diesem Luxusdampfer ein etwas größeres oder kleineres Kriegsgeschwader folgt: diese Frage ist nicht beträchtlich. So groß kann, bei unserer festländischen Wehrlast, die deutsche Flotte nie werden, daß sie überall der beinahe unbegrenzten Steigerung fähigen Macht der Briten und Jankes ebenbürtig wäre. Nicht die Flotte fehlt uns, sondern die stetige, schöpferische Politik.

Die Bourgeoisie will sich in ihren Händlerwonnen nicht stören lassen. Sie wird erst erwachen, wenn die Saat des Mißtrauens aufgegangen und das Land des wundervollen „Aufschwunges“ isolirt ist. Dann wird sie, zu spät, merken, daß die res publica doch kein leerer Wahn ist und daß auch der handelnde und wandelnde Bürger sich um die Gesundheit des Gemeinen Wesens kümmern sollte. Doch so weit sind wir noch nicht und die modernen Magier werden unser Auge noch mit manchem Reibelbild laben. Die Vinzenrohre der alten Vaterne Kirchers genügen längst nicht mehr; mit dem Chromatropen aber kann man bei schneller Kurbelbewegung auf einer weißen Fläche die mannichfachsten Figuren in buntem Farbenwechsel vorführen.

Der Sprachenstreit in Oesterreich.

Wenn ich den Versuch mache, den Sprachenstreit, der seit vollen fünfzig Jahren in Oesterreich tobt, von seiner theoretischen Seite zu beleuchten, so muß ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Zunächst liegt mir nichts ferner als die Absicht, die Angehörigen irgend eines Volksstammes oder irgend einer Nationalität zu verlegen. Ich will keine Vorschläge machen, wie man etwa die eine Sprache unterdrücken und der anderen zur Herrschaft verhelfen soll; meine Absicht geht vielmehr lediglich dahin, den Sprachenstreit so zu sagen naturwissenschaftlich zu betrachten, etwa wie der Physiker den Zusammenstoß zweier elastischen Kugeln beobachtet und untersucht, welche Wirkungen jener Zusammenstoß hervorruft. Zum Zweiten möchte ich nachdrücklichst betonen, daß ich mir nicht einbilde, unfehlbare Wahrheiten zu verkünden, und lediglich den Versuch mache, die letzten Ursachen des Sprachenstreites klar zu legen und nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, welchen weiteren Verlauf er nehmen werde. Sollte daher der eine oder andere Leser mit den Ergebnissen meiner Untersuchung nicht einverstanden sein, so möge er sich damit trösten, daß es für den wirklichen Entwicklungsgang der Dinge jedenfalls ganz gleichgiltig bleiben wird, ob ich diese oder jene Ansichten gehegt und geäußert habe.

Man pflegte vor nicht allzu langer Zeit zu sagen, Napoleon III. habe die Nationalitätenfrage für seine Zwecke erfunden. Nichts kann verkehrter sein. Erscheinungen, die einem ganzen Jahrhundert ihr Gepräge ausdrücken, lassen sich nicht „machen“, kein Einzelner — und wäre er noch so mächtig — kann sie willkürlich hervorrufen. Das sind Naturprozesse, die auf allgemein wirkende Ursachen, auf allgemeine Störungen des früheren Gleichgewichtes zurückzuführen sind und so lange andauern, bis die frei gewordenen Kräfte auf neue, stärkere Widerstände stoßen und dadurch wieder zum Stillstand gebracht oder doch wenigstens eingedämmt werden. Das gilt auch von der Sprachenfrage, die in ihrer heutigen Gestalt zwar durch die Vervollkommenung der Kommunikationsmittel, ganz besonders durch die Eisenbahnen, hervorgerufen wurde, die aber in letzter Reihe auf den jedem Menschen eingeborenen Hang zur Trägheit zurückzuführen ist. Diese Trägheit ist (nicht „Fauleit“, sondern der ins Menschliche überfeste Ausfluß des physikalischen „Gesetzes der Trägheit“, des „Beharrungsvermögens der Körper“.

Das Erlernen einer fremden Sprache kostet selbstverständlich, besonders in den späteren Lebensjahren, keine geringe Mühe und Anstrengung. Es ist daher begreiflich und in der menschlichen Natur begründet (entspricht überdies auch den Grundsätzen der „Wirtschaftlichkeit“), daß man freiwillig sich nur dann der Mühe unterzieht, eine fremde Sprache zu erlernen, wenn der

Gewinn, den die Kenntniß der Sprache bringt, größer ist als die Anstrengung des Erlernens. Ob Das der Fall sein wird oder nicht, hängt allerdings lediglich von der subjektiven Werthschätzung ab und es ist ganz gleichgültig, ob der angestrebte Gewinn in einem geschäftlichen oder sonstigen Vortheil, in der Befriedigung eines wissenschaftlichen Interesses oder auch nur der persönlichen Eitelkeit, in einer speziellen Vorliebe für die Sprache oder worin sonst besteht. Wo daher zwei verschiedensprachige Menschen zusammentreffen, die ernste Fragen zu besprechen haben oder die dauernd mit einander verkehren sollen, wird in der Regel Jeder den Wunsch hegen, in seiner Sprache zu sprechen, d. h. Jeder wird wünschen, daß der Andere sich der Mühe unterziehe, die fremde Sprache zu erlernen. Und da vom Wunsche zur That meist nur ein kleiner Schritt ist, so wird in der Regel Jeder, der irgend ein Pressionmittel in der Hand hat, seine Macht geltend zu machen suchen, um den Anderen zur Erlernung seiner Sprache zu veranlassen.

Dieser Sprachenstreit in novo oder im Embryonalzustande hat existirt, so lange und so oft verschiedensprachige Individuen zusammengestoßen sind. Aber wie man von einer „sozialen Frage“ nicht sprechen kann, so lange es nur einzelnen Personen materiell schlecht geht, sondern erst dann, wenn ganze Klassen der Bevölkerung durch die herrschende Rechts- und Gesellschaftsordnung in eine ungünstige wirtschaftliche Lage gebracht werden, eben so kann von einer „Sprachenfrage“ im eigentlichen Sinne des Wortes erst dann gesprochen werden, wenn zwei verschiedensprachige Gruppen auf einander stoßen, deren jede bestrebt ist, ihre Sprache der anderen aufzuzwingen. Das Aufeinanderstoßen zweier verschiedensprachigen Stämme oder Völkerschaften ist allerdings keine seltene Erscheinung in der Geschichte der Menschheit; doch zur Entstehung einer eigentlichen Sprachenfrage konnte es erst heute kommen. Verschiedensprachige Völkerschaften können nämlich auf zweierlei Weise auf einander stoßen: im Kriege und an der Grenze ihrer beiderseitigen Wohnsitzge. Die Unterjochung im Kriege kann nicht leicht zur Entstehung einer Sprachenfrage führen, denn der Besiegte hat im Kriege die Macht des Siegers fühlen gelernt. Wenn also das siegreiche Volk seine Sprache dem besiegten aufzuzwingen bestrebt ist, so muß das besiegte im Bewußtsein seiner Schwäche schweigen und dulden. Eben so wenig kann dort, wo zwei verschiedensprachige Völker an einander grenzen, von einer Sprachenfrage die Rede sein, denn hier wird in der Regel keine der beiden Völkerschaften in die Lage kommen, ihre Sprache der anderen Nation aufzuzwingen. Suchen also hier — was ja ganz unvermeidlich ist — die an der Grenze wohnenden Individuen den gegenseitigen Verkehr auf, so thun sie es freiwillig, um irgend eines Vortheiles willen, und dann wird jedes dieser Individuen aus freien Stücken bestrebt sein — so weit es für seine Zwecke dienlich ist —, sich die

Sprache des anderen Stammes anzueignen. Ueberdies ist die Zahl der an der Sprachgrenze lebenden Menschen, die möglicher Weise gezwungen sind, eine zweite Sprache zu erlernen, relativ viel zu gering, als daß man ihretwegen von einer Sprachenfrage reden könnte.

So lagen die Dinge in der Zeit vor dem Aufkommen der Eisenbahnen, als das gesammte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Menschen noch einen vorwiegend lokalen Charakter hatte. Damals bildete es die Regel, daß die Menschen an dem Orte, in dem sie geboren waren, auch ihr ganzes Leben verbrachten und starben; eine Wanderung des Wohnsitzes oder größere Reisen waren verhältnißmäßig seltene Ausnahmen. Die Menschen saßen an den verschiedenen Orten ruhig beisammen und der gesammte gesellschaftliche und wirtschaftliche Verkehr spielte sich zum weitaus größten Theile innerhalb der Grenzen der Ortsgemeinde ab, die beinahe eine kleine Welt für sich bildete. Ob in einer Entfernung von zehn oder zwanzig Meilen ein anderes Recht galt, welches Maß und Gewicht dort herrschte, welches Geld dort circulierte, welche Sprache dort gesprochen wurde: Das interessirte den einzelnen Ort eben so wenig oder vielleicht noch weniger, als uns Mittel-europäer damals die Einrichtungen Chinas interessirten. Man kam eben gar nicht mit einander in Berührung. Und selbst da, wo eine größere Anzahl Angehöriger einer Nationalität versprengt in einem fremden Sprachgebiete lebte, gab es keine Nationalitäten- und Sprachenfrage, weil diese noch nicht in das Bewußtsein der Massen eingedrungen war.

Diesem idyllischen Zustande wurde durch die Vervollkommenung der Kommunikationmittel, speziell durch die Ausbreitung der Eisenbahnen, gründlich ein Ende bereitet. Wenn es früher die Regel bildete, daß der Einzelne fast nur mit den Leuten seines Heimathortes verkehrte, erstreckten sich heute unsere geschäftlichen Beziehungen über die ganze Erde. Die nothwendige Folge hiervon ist das Bestreben nach einer einheitlichen Gestaltung gewisser staatlicher Einrichtungen, das Bestreben, das man auf dem Gebiete der inneren Politik der größeren Staaten als Centralismus bezeichnet, im Gegensatz zur früheren Decentralisation und Vielgestaltigkeit. Nur beispielsweise sei auf die Thatsache hingewiesen, daß noch im Anfang des laufenden Jahrhunderts die mannichfachen Maße und Gewichte in Europa bestanden und daß die ungeheure Mannichfaltigkeit damals Niemanden genierte, weil der Verkehr eben ein vorwiegend lokaler war. Je mehr aber der geschäftliche Verkehr wuchs und sich ausdehnte, desto mehr wurde auch diese Verschiedenheit von Maß und Gewicht als eine drückende Fessel empfunden, — und so sehen wir denn, wie in den fünfziger Jahren ziemlich alle europäischen Staaten daran gehen, in ihrem Gebiete ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem herzustellen. Selbst diese Unifizierung erwies sich noch als ungenügend, so daß ungefähr seit den siebziger Jahren

die Staaten, einer nach dem anderen, das metrische Maß- und Gewichtssystem adoptirten. Ähnliches gilt von unzähligen anderen Gebieten. Es erscheint uns heute geradezu als eine Monstrosität, daß in den verschiedenen Theilen eines Staates ein verschiedenes bürgerliches Recht, ein verschiedenes Handels- und Wechselrecht, eine verschiedene Steuer- oder Zollgesetzgebung gelten soll, daß etwa gar in den verschiedenen Provinzen des selben Staates verschiedenes Geld circuliren oder daß daselbst die Post und der Telegraph nach verschiedenen Prinzipien verwaltet werden sollten. Der Verkehr fordert eben gebieterisch die Gleichheit und Einheitlichkeit aller Einrichtungen in einem immer größer werdenden geographischen Gebiete und in unzähligen Fällen erweist sich das Territorium des einzelnen Staates nach dieser Richtung hin als zu klein, so daß die Staaten gezwungen werden, durch Bündnisse oder durch Vereinigung zu einem Staatenbund oder doch wenigstens durch Staatsverträge die gewünschte Einheit und Gleichheit herzustellen.

Analoges gilt für die Sprachenfrage. Durch die Eisenbahnen wurden die Menschen erst mobil gemacht und in ähnlicher Weise durch einander gewürfelt, wie wenn zwei oder mehr verschiedene Flüssigkeiten in einem Gefäß gewaltsam durch einander geschüttelt werden. Die Folge dieser ungeheuren Mischung der Bevölkerung ist, daß in einem so vielsprachigen Staate wie Oesterreich (von einzelnen entlegenen Gebirgsthälern vielleicht abgesehen) jeder Einzelne tagtäglich zu wiederholten Malen mit anderssprachigen Menschen zusammentrifft. Dadurch erst wurde die Voraussetzung für das Aufkommen der Sprachenfrage geschaffen, — und thatsächlich sehen wir denn auch, daß sie in Oesterreich im Jahre 1848, also wenige Jahre nach der Eröffnung der ersten Eisenbahn, auftaucht, um dann nicht wieder von der Tagesordnung zu verschwinden. Wenn nämlich Jeder, sowohl in seinem Heimathorte als auch auf seinen Ausflügen oder Geschäftsreisen, beständig gezwungen ist, mit anderssprachigen Menschen zu verkehren, wenn er fortwährend mit seinen an anderen Orten wohnenden Geschäftsfreunden in einer anderen als in seiner Mutter- oder Umgangssprache korrespondiren muß, so muß schließlich jeder Einzelne sich des Sprachengegensatzes bewußt und in ihm der Wunsch rege werden, in seiner Sprache mit den Anderen verkehren zu dürfen.

In Nord-Amerika, wo die Völker- und Sprachenmischung noch viel intensiver ist als in Oesterreich, hat die Sache einen anderen Entwicklungsgang genommen. Das glückliche Nord-Amerika kennt — bisher wenigstens — eine Sprachenfrage nicht, weil die Einwanderer als Individuen und Fremdlinge ins Land kommen und nicht, nach Nationalitäten gesondert, kompakt beisammen wohnen. Der Einzelne, der hinüberkommt, steht isolirt einem festgefügtten Gemeinwesen gegenüber; er findet zwar im günstigen Falle vielleicht eine Anlehnung oder eine Stütze an einem Verwandten, einem alten

Freunde oder einem Landsmanne, aber Das sind eben auch wieder nur vereinzelt Individuen, die dem großen Ganzen gegenüber machtlos sind. Ueberdies hat der Einwanderer in der Regel Dringenderes zu thun; er muß trachten, sich eine Existenz zu gründen, und hat keine Zeit, Nationalitäten- und Sprachenpolitik zu treiben. Kurz, der Einwanderer, der nach Amerika kommt, ist durch die Verhältnisse gezwungen, sich in sprachlicher Hinsicht so rasch wie möglich seiner Umgebung zu assimiliren, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß Amerika bisher von der Nationalitäten- und Sprachenfrage verschont geblieben ist. Anders ist es in Oesterreich, wo die einzelnen Nationalitäten, selbst wenn sie von fremden Elementen durchsetzt sind, doch immer in mehr oder weniger kompakten Gruppen beisammen leben oder wo die abgesplitterten, in fremdsprachiger Umgebung lebenden Elemente sich lokal zusammenfinden und freiwillig, in Vereinen oder sonst, zusammenschließen. Hier wirken zwei Momente fördernd auf die Sprachenfrage. Erstens die Vereinigung; es sind nicht einzelne Individuen, die machtlos dastehen würden, sondern Gruppen, die geschlossen auftreten und ihrer Sprache Geltung zu verschaffen suchen. Zweitens wirkt das Heimathgefühl. Der Einwanderer, der in New-York ans Land tritt, fühlt sich in eine fremde Welt versetzt; er muß froh sein, daß man ihm den Eintritt überhaupt gestattet hat und daß man ihn duldet, er kann also gar kein wirkliches oder vermeintliches Recht auf Anerkennung seiner Sprache geltend machen, und selbst wenn er es wollte, ist er fremd im Lande und weiß absolut nicht, wohin er sich mit seinem Wunsch wenden könnte. Die den österreichischen Nationalitäten Angehörigen hingegen sitzen in ihrer Heimath, sie fühlen sich natürlich nicht als geduldete Fremdlinge, sondern als vollberechtigte Bürger des Staates, dem sie angehören, und fordern es als ihr gutes Recht, sich ihrer Sprache beliebig zu bedienen. Und weil sie in ihrer Heimath leben und die Verhältnisse kennen, wissen sie auch die Mittel und Wege zu finden, um ihre Ansprüche mit Nachdruck geltend zu machen.

Mit einem Worte: in Folge des angedeuteten historischen Entwicklungsganges ist das Nationalitätbewußtsein in Oesterreich lebendig geworden, die verschiedenen Nationalitäten kämpfen um ihre Sprache und dieser Kampf richtet sich in erster Reihe gegen das Deutschthum, weil die deutsche Sprache ein Uebergewicht erlangt hatte und die Sprache der Schule und der Behörden geworden war. Dem gegenüber verlangen die nicht-deutschen Nationalitäten die „Gleichberechtigung“ ihrer Sprache. Wo sie in der Minorität sind, aber immerhin einen namhaften Bruchtheil der Bevölkerung repräsentiren, verlangen sie die Errichtung nationaler Schulen und eventuell auch das Recht, mit den staatlichen Behörden in ihrer Sprache verkehren zu dürfen. Dort hingegen, wo sie die entschiedene Majorität bilden, wird die „Gleichberechtigung“ anders gedeutet: dort wird verlangt, daß die betreffende Sprache

(weil ja in anderen Kronländern die deutsche Sprache die herrschende ist) die herrschende sein soll. Deshalb wird nicht nur die Errichtung nationaler Schulen bis hinauf zu den Universitäten und polytechnischen Hochschulen gefordert, sondern das Bestreben geht auch auf Unterdrückung anderssprachiger, speziell der deutschen Schulen. Die betreffende „Landessprache“ wird wo möglich zur Amtssprache der autonomen Behörden (Gemeinde, Landes-Ausschuß, Handelskammern u. Dergl.) erklärt und es wird gefordert, daß diese Sprache auch die innere Amtssprache der staatlichen Behörden im Lande sein solle. Angesichts dieser Thatfachen mußte es sonderbar an, wenn Schaeffle in einer seiner Schriften den Deutschen in Oesterreich den Vorwurf macht, sie seien bestrebt, den nicht-deutschen Nationalitäten „die Zunge auszureißen“. Das Wesen eines jeden Sprachenstreites besteht doch darin, daß der eine Theil bestrebt ist, seine Sprache dem anderen Theile aufzuzwingen oder, nach Schaeffles Ausdruck, dem anderen Theile „die Zunge auszureißen“. Diese freundschaftlichen Bestrebungen sind in Oesterreich streng gegenseitige und es ist daher ein eigenthümliches Verlangen Schaeffles, daß die Deutschen stillhalten sollen, wenn die Anderen über sie herfallen und ihnen „die Zunge auszureißen“ bemüht sind ...

Der Sprachenstreit ist also in Oesterreich nun einmal da; und daß er entbrannt ist, kann nicht Wunder nehmen, denn Alle, die theilhaftig sind und für die Erhaltung ihrer Sprache eintreten, gehorchen instinktiv dem Naturgesetze der Trägheit oder des Beharrungsvermögens der Körper, das die belebte wie die unbelebte Natur beherrscht. Ist aber der Kampf einmal da, dann muß man sich die Frage vorlegen, nach welcher Seite der Sieg sich neigen dürfte. Und für die Beantwortung dieser Frage scheinen mir die folgenden Momente entscheidend zu sein.

Die nicht-deutschen Nationalitäten verlangen für ihre Sprachen die „Gleichberechtigung“ mit der deutschen Sprache. Das klingt ganz plausibel; nur darf man nicht vergessen, daß ein „Recht“, das man nicht erforderlichen Falles mit Zwangsmitteln durchsetzen kann, keinen Schuß Pulver werth ist. Ich mag zehnmal behaupten, daß es mein angeborenes „Recht“ ist, in meiner Sprache zu reden. Allein wenn der Andere, zu dem ich rede, mich nicht versteht oder mich nicht verstehen will, und wenn ich nicht selbst die Macht habe, ihn zu zwingen, daß er mir in meiner Sprache antworte, so hilft mir mein „Recht“ gar nichts, es wäre denn, daß ich einen Dritten finde, der mächtig genug ist, jenen Zweiten zu zwingen, daß er mir in meiner Sprache antworte. Dieser „Dritte“ kann aber in einem geordneten Staatswesen nur die Staatsgewalt sein, d. h. die Majorität; und da erscheint es denn doch einigermaßen fraglich, ob die nicht-deutschen Nationalitäten Oesterreichs, die unter sich gespalten sind und von denen keine der deutschen Nationalität an Seelenzahl gleich kommt, im Stande sein werden,

den Deutschen ihre Sprachen aufzuzwingen. Der ganze Sprachenstreit ist eben nichts Anderes als der Zusammenstoß zweier elastischen Kugeln, deren jede dem Gesetze der Trägheit oder des Beharrungsvermögens der Körper gehorcht. Für das Resultat dieses Zusammenstoßes ist das jeder dieser Kugeln innewohnende Trägheitsmoment, das Produkt aus der Geschwindigkeit mit der Masse, maßgebend. Und da man im vorliegenden Fall die Geschwindigkeit, d. h. die Intensität, mit der die Sprachenordnung auf beiden Seiten betrieben wird und den Grad der Kultur als mindestens gleich ansehen kann, so entscheidet eben ausschließlich die Masse der aufeinander prallenden Völker. Mit anderen Worten: ein kleines Volk wird nicht leicht in die Lage kommen, einem großen Volke seine Sprache aufzundhigen, es wäre denn, daß das große Volk auf einer viel niedrigeren Kulturstufe stünde.

Ein fernerer Umstand, der zu denken giebt oder doch den Gegnern des Deutschthumes in Oesterreich zu denken geben sollte, ist der folgende: die deutsche Sprache ist nun einmal eine Weltsprache und dieser Thatsache kann sich Niemand in Oesterreich entziehen. Wer heute in Oesterreich nicht gerade an der Scholle kleben, sondern vorwärts kommen will, Der muß — ob er will oder nicht — sich die deutsche, im äußersten Süden der Monarchie die italienische Sprache aneignen. Das mag unangenehm oder vielleicht auch schmerzlich sein: es ist nun einmal eine unabänderliche Thatsache, die hingenommen werden muß, eben so wie Jeder, der in die weite Welt hinaus will, Englisch oder Russisch, Französisch, Italienisch oder Spanisch lernen muß, auch wenn ihm Das noch so lästig oder die fremde Sprache noch so unsympathisch ist. Dieser Zwang beschränkt sich in Oesterreich nicht etwa auf die Angehörigen der gelehrten Berufe, sondern erstreckt sich bis tief hinunter auf die unteren Schichten der städtischen Bevölkerung, so daß davon fast nur die bäuerliche Landbevölkerung und die untersten Schichten der Stadtbevölkerung unberührt bleiben. Da befindet sich der Deutsche allerdings in einer günstigen Position. Er hat es, streng genommen, nicht nöthig, die nicht-deutsche Sprache zu erlernen, weil er ja ziemlich überall Leute findet, die wenigstens zur Noth Deutsch können, und weil man schließlich die wenigen Brocken bald erlernt, die man braucht, um sich mit einem Droschkenfutcher, der übrigens auch meistens Deutsch spricht, oder mit den Diensthoten nothdürftig zu verständigen. Die Nicht-Deutschen, speziell die gebildeten Elemente, obwohl sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, wollen aber in der Regel nicht Deutsch, sondern — was ihnen von ihrem Standpunkte bis zu einem gewissen Grade nicht verübelt werden kann — in ihrer Sprache reden und auch in dieser ihrer Sprache mit den Behörden verkehren; und hieraus erklärt sich das allgemeine Verlangen der nicht-deutschen Nationalitäten nach den so vielfach genannten und umstrittenen Sprachenverordnungen.

Der Nicht-Deutsche in Oesterreich ist also durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, Deutsch zu lernen; und weil ihm dieser Zwang lästig ist, soll der Deutsche in Oesterreich durch künstliche Einrichtungen, nämlich durch staatliche Gesetze oder Sprachenderordnungen, dem Nicht-Deutschen gleichgestellt und gezwungen werden, die Landessprache zu erlernen; denn wenn er Das nicht thut, bleibt ihm der Zutritt zum öffentlichen Dienste, zu Staats-, Landes-, Gemeinde- oder sonstigen öffentlichen Anstellungen verwehrt. Der Deutsche in Oesterreich wird also künstlich genöthigt, Mühe und Zeit aufzuwenden, um eine wenig verbreitete Sprache zu erlernen, eine Sprache, die er nach Lage der Dinge nicht einmal zum Zwecke der Verständigung braucht, sondern, weil die Anderssprachigen, obgleich sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, sich ihrer nicht bedienen wollen. Das ist eine Politik des „Zusammentricht“, und ob die nicht-deutschen Nationalitäten von ihrem Standpunkte aus richtig handeln, mögen sie selbst entscheiden. Ein derartiges Vorgehen ruft nämlich nothwendig auf der anderen Seite eine große Verbitterung hervor. Das würde an sich wenig zu bedeuten haben, denn die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Gegnern ist an sich kein Fehler, aber freilich nur unter einer Voraussetzung, dann nämlich, wenn man die Möglichkeit und die Macht hat, die angedrohten oder schon zur Anwendung gebrachten Zwangsmaßnahmen bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Besitzt man diese Macht nicht, dann ist es viel klüger, den Streit überhaupt nicht oder wenigstens nicht in solcher Weise zu beginnen. Sind also die nicht-deutschen Nationalitäten in Oesterreich überzeugt, daß sie die Macht haben, das Deutschthum gänzlich und dauernd zu erdrücken, so handeln sie von ihrem Standpunkte aus richtig. Im entgegengesetzten Falle werden sie sich allerdings auch nicht beklagen dürfen, wenn die Deutschen sich die Lehren, die sie aus dem heutigen Sprachenstreite ziehen, zu Nutzen machen und den Nicht-Deutschen gegenüber zur Anwendung bringen. Für die Deutschen und ihre Sache ist nach meinem Dafürhalten das Vorgehen ihrer Gegner im höchsten Grade segensreich und gewinnbringend gewesen, denn es rüttelt in ihnen das Nationalitätsbewußtsein gewalttham noch und heißt sie gründlichst von kosmopolitischem Gefühlsdusek und sinnloser Schwärmerei für die allgemeinen Menschenrechte und die Gleichberechtigung Aller, die der älteren, allmählich aussterbenden Generation noch in den Gliedern steckt.

Die Gegner des Deutschthumes gerathen ferner mit sich selbst und mit ihren eigenen Bestrebungen in Widerspruch. Ihr Feldgeschrei ist das heute in Oesterreich so populär gewordene „Nix Deutsch“ und überall sind sie bestrebt, die deutsche Sprache aus der Schule, aus dem Amt, aus dem geschäftlichen und aus dem gesellschaftlichen Verkehr zu verdrängen. Aber was die Gruppe öffentlich und offiziell verlangt, Das thut der Einzelne, wenn er sich

dem von der Partei ausgeübten Druck entziehen kann, im privaten Leben keineswegs. Offiziell und öffentlich erklärt er laut, von der deutschen Sprache nichts wissen zu wollen; für sich und sein privates Leben aber weiß er die Vortheile, die die Kenntniß der deutschen Sprache bringt, sehr wohl zu schätzen und läßt seine Kinder eifrig Deutsch lernen oder schickt sie gar — wenn seine Mittel es ihm erlauben — zur Ausbildung nach Deutschland. Das gilt nicht nur von dem Wohlhabenden und Gebildeten, sondern vielleicht in noch höherem Maße von dem einfachen Manne aus dem Volk, der an sich selbst erfahren hat, wie viel ihm die mangelnde oder ungenügende Kenntniß der deutschen Sprache geschadet hat und schadet, und der daher in der Regel sehrnächst wünscht, seine Kinder in eine deutsche Schule schicken zu können. Leider wird gerade diesen Leuten durch den herrschenden Partei-Terrorismus die Erfüllung ihres Wunsches meistens unmöglich gemacht. Erst kürzlich wurde von den czechisch-nationalen Blättern über den Mangel an patriotischem Sinn der czechischen Geistlichkeit geklagt, die sich nicht entblöde, ihren Pfarrkindern deutsche Tauf- und Trauscheine auszufertigen, bis aus czechisch-kerikalischen Blättern die Antwort kam, daß es geradezu ein Gebot der Menschlichkeit sei, den Leuten aus der arbeitenden Klasse, die es ausdrücklich verlangen, die Dokumente in deutscher Sprache auszustellen, weil diese Leute in deutsche Gegenden oder nach Deutschland wandern, um dort Beschäftigung zu suchen, die ihnen verweigert wird, wenn sie Papiere in einer unverständlichen Sprache vorweisen. Wie hoch die Kenntniß der deutschen Sprache von den Leuten aus dem Volke geschätzt wird, kann man in der Bukowina, in diesem kleinen, entlegenen, zwischen Galizien, Rußland, Rumänien und Siebenbürgen eingeklemmten Ländchen, beobachten. Täglich höre ich hier in Czernowitz auf der Straße, wie ein paar vorübergehende Handwerksgefallen, ein paar einfache Soldaten oder irgend eine Küchen-Fee mit ihrem Verehrer, — kurz, Leute, die der rumänischen, ruthenischen, polnischen oder einer sonstigen nicht-deutschen Nationalität angehören, sich unter einander in deutscher Sprache unterhalten. Die Leute radebrechen das Deutsche in der grauenhaftesten Weise, — aber sie sind bestrebt, Deutsch zu sprechen. Ob eine Bewegung, die den natürlichen Instinkten der Bevölkerung schnurstracks entgegenzusetzen ist, eine Bewegung, deren Träger privatim das Gegentheil von Dem thun, was sie als Gruppe offiziell und laut verkünden, — ob eine solche Bewegung sich auf die Dauer erhalten kann und Aussicht hat, aus dem Kampfe siegreich hervorzugehen, kann bezweifelt werden.

Zu dem nämlichen Resultat gelangt man, wenn man den heutigen Sprachenstreit ohne Vorurtheil von einem höheren Standpunkte aus betrachtet. Die Sprache ist doch nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, die Gedanken auszutauschen, gerade so, wie die Straße ein Mittel ist, um die Fortbewegung

der Menschen und den Transport von Gütern zu ermöglichen. Wenn daher die Gegner des Deutschthumes entweder freiwillig das Deutsche erlernen, weil sie auf die Vortheile nicht verzichten wollen, die ihnen die Kenntniß einer Weltsprache bringt, oder wenn sie selbst gegen ihre Neigung durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sind, sich die Kenntniß der deutschen Sprache anzueignen, wenn also die Gegner des Deutschthumes zwar der deutschen Sprache mächtig sind, wenn sie aber trotzdem — wo sie können — sich weigern, sich dieser Sprache zu bedienen, und nur in ihrer Sprache sprechen wollen, so bedeutet Das: eine Sprache, die praktisch entbehrlich geworden ist, künstlich konserviren zu wollen. Wirthschaftlich gesprochen: es sollen zwei Straßen dicht neben einander angelegt und erhalten werden, wo eine doch vollkommen genügt, um den Verkehr zu bewältigen.

Die Gegner des Deutschthumes gerathen aber auch — und Das scheint mir das Ueberbedenklichste an der Sache — mit den Resultaten und Konsequenzen der modernen Technik, präziser ausgedrückt: mit Naturgesetzen, in Widerspruch. Die Verschiedenheit der Sprachen ist doch nur darauf zurückzuführen, daß an verschiedenen Punkten der Erde Gruppen von Menschen beisammen saßen, Gruppen, die jedoch unter einander keine Berührung hatten. Wie diese Gruppen entstanden, ob in der Weise, daß an verschiedenen Punkten der Erde Menschen so zu sagen autochthon dem Boden entsprossen, oder in der Weise, daß von einem ursprünglich einheitlichen Volke sich Theile ablösten, die dann verschiedene Wohnsitze einnahmen und die Berührung unter einander verloren, ist gleichgiltig. Immer konnte innerhalb einer solchen Gruppe nur eine einzige Sprache sich herausbilden, denn die Sprache ist weiter nichts als ein Mittel zur gegenseitigen Verständigung. Verschmolzen dann im Lauf der Zeit zwei derartige Gruppen zu einer, sei es, daß eine von der anderen im Kriege unterjocht wurde, sei es, daß zwei benachbarte Gruppen in Folge der Blutvermischung auf friedlichem Wege zu einer zusammenwuchsen, so konnte auch hier wieder nur eine einzige Sprache auf die Dauer sich erhalten oder herausbilden. Dabei ist es auch gleichgiltig, ob die eine Gruppe ihre Sprache aufgab und die der anderen Gruppe annahm oder ob die beiden verschiedenen Sprachen zu einer Mischsprache zusammenschmolzen. Dieser Prozeß der Sprachen-Bildung und Sprachen-Umbildung stand niemals still und steht auch heute nicht still, erstens, weil beständig neue Begriffe entstehen, für die ein neuer sprachlicher Ausdruck gefunden oder geschaffen werden muß, dann — und Das kann man an jeder Sprachgrenze besonders deutlich beobachten —, weil in jede Sprache beständig Worte aus fremden Sprachen eindringen, die allmählich umgebildet und assimiliert werden. Eins aber steht unter allen Umständen unbedingt fest, daß nämlich innerhalb einer Gruppe, innerhalb eines Kreises von Personen, die beisammen

leben und beständig mit einer verkehren, auf Generationen hinaus sich nicht mehrere Sprachen neben einander erhalten können, weil die Verschiedenheit der Sprache den Gedankenaustausch unmöglich macht und die mit einander verkehrenden Menschen eben ihre Gedanken austauschen wollen und müssen.

Diese Thatfache, daß „innerhalb eines Kreises beisammen lebender und beständig mit einander verkehrender Menschen“ sich unmöglich auf die Dauer zwei oder mehr Sprachen neben einander erhalten können, bildet den springenden Punkt in der heutigen Nationalitätenfrage in Oesterreich, — den springenden Punkt, der aber von unseren „Nationalen“ beharrlich ignoriert oder doch verkannt wird. Und gerade dieser Punkt ist es, wo die Gegner des Deutschthumes mit der modernen Technik und den Naturgesetzen in Widerspruch gerathen, weil sie glauben, daß sie der Rückwirkungen des technischen Fortschrittes sich mit Erfolg werden entgegenstellen können. Das „Verkehrsgebiet“ oder „der Kreis der beisammen lebenden und beständig mit einander verkehrenden Menschen“, innerhalb dessen auf die Dauer sich nur eine Sprache erhalten kann, ist nämlich ein veränderlicher Begriff, der ausschließlich von der Möglichkeit der Ortsveränderung abhängt. Dieser Möglichkeit waren bis ungefähr um die Mitte des Jahrhunderts wegen des ungenügenden Zustandes der Transport- und Kommunikationsmittel ziemlich enge Grenzen gezogen und aus diesem Grunde waren die einzelnen Verkehrsgebiete verhältnißmäßig klein und deshalb konnten auf einem gegebenen Territorium sich mehrere verschiedene Sprachen neben einander erhalten. Nun kamen aber die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, der Telegraph und das Telephon. Mit der Ausbreitung dieser vervollkommenen Kommunikationsmittel wurden die Verkehrsgebiete mit einem Ruck ganz außerordentlich erweitert, — und damit tritt das Naturgesetz in Wirksamkeit, daß innerhalb des selben Verkehrsgebietes auf die Dauer sich nur eine Sprache erhalten kann, mit anderen Worten: daß die entbehrlich gewordenen Sprachen zurücktreten und allgemach verschwinden müssen.

Die Gegner des Deutschthumes in Oesterreich mögen sich übrigens trösten, denn auch die deutsche Sprache wird voraussichtlich sich der Macht der Naturgesetze nicht entziehen und ihre Herrschaft auf die Dauer auch nicht behaupten können. Sie wird früher oder später aller Wahrscheinlichkeit nach von der noch weiter verbreiteten und gleichzeitig abgeschliffensten und formlosesten Sprache der Welt, nämlich von der englischen, verdrängt und verschlungen werden. Und dieser Prozeß wird in dem Maße beschleunigt und abgekürzt werden, in dem die Kommunikationsmittel vervollkommenet werden. Befassen wir das leuchtbare Luftschiff, durch das die Menschen so bunt durcheinander gewürfelt würden, daß jeder Einzelne tagtäglich mit Angehörigen aller Himmelsstriche und Welttheile in persönliche Berührung gebracht würde, und

wären gleichzeitig die Fernsprech-Apparate so vervollkommenet, daß Jeder mit jedem beliebigen Punkte unseres Erdballes sprechen könnte und, wenn es ihm nöthig schiene, auch sprechen würde, dann müßte der ganze Nationalitäten- und Sprachenspul in der kürzesten Zeit von der Erde verschwunden sein.

Die Nationalitäten- und Sprachenfrage in Oesterreich hat aber auch ihre politische und staatsrechtliche Seite und diese birgt eine eminente Gefahr für den ganzen Staat in sich. Die Deutschen bilden nämlich in Oesterreich bekanntlich nicht die absolute, sondern lediglich die relative Majorität; sie sind zwar unter den in Oesterreich lebenden Nationalitäten die zahlreichste, aber die nicht-deutschen Nationalitäten zusammengenommen bilden die Mehrheit. Besäßen die Deutschen die absolute Majorität, so wären sie im Stande, die übrigen Nationalitäten und Sprachen gewaltsam niederzudrücken, so aber können sie Das nicht. Umgekehrt können sie in ihrer Gesamtheit von den übrigen Nationalitäten nicht erdrückt werden, weil diese keine homogene Masse bilden, sondern unter sich verschieden sind und keine einzelne dieser durchgehends viel kleineren Nationalitäten im Stande ist, ihre Sprache zur herrschenden in Oesterreich zu machen. Die Erkenntniß dieser Thatfachen hat auf der Seite der nicht-deutschen Nationalitäten in Oesterreich mit logischer Konsequenz föderalistische Tendenzen hervorgerufen, das Bestreben, den einheitlichen Staat in eine Reihe von möglichst autonomen Ländergruppen aufzulösen, damit in jeder dieser Gruppen, in der die dortige nicht-deutsche Nationalität die Majorität bildet, dieser die Möglichkeit — oder wenigstens doch die Hoffnung — geboten werde, die dort lebenden Deutschen gewaltsam niederzudrücken und die betreffende nicht-deutsche Sprache zur herrschenden zu machen. Diese Tendenz wird gegenwärtig noch dadurch verstärkt, daß in der Zwischenzeit eine Reihe von nicht-deutschen Mittel- und Hochschulen errichtet worden ist, durch die den jungen Leuten die Möglichkeit erschlossen wurde, auf Grund der erworbenen, vielleicht ganz eminenten Fachkenntnisse, aber ohne genügende Kenntniß der deutschen Sprache die verschiedensten Berufsstellungen einzunehmen. Natürlich bleibt ein auf solche Weise ausgebildeter Mann auf seine engere Heimath beschränkt, weil er wegen seiner ungenügenden Sprachkenntnisse in der übrigen Welt nicht leicht sein Fortkommen findet. Die weitere Konsequenz hiervon ist, daß alle diese Personen sich gegen den Zuzug von „Fremden“ nachdrücklichst wehren müssen, und dieses Ziel wird am Sichersten erreicht, wenn es gelingt, für die fragliche Ländergruppe die weiteste Autonomie zu erringen und die fragliche Landessprache zur ausschließlich herrschenden zu machen. Daß damit der Staatsverband aufgelockert wird und der Bestand des Gesamtstaates im Falle internationaler Komplikationen ernstlich in Frage gestellt werden kann, bedarf keines Nachweises.

Endlich stehen diese föderalistischen Bestrebungen der verschiedenen

nationalen Parteien in Oesterreich in direktem Widerspruch mit einer in der ganzen übrigen Welt in der unzweideutigsten Weise zu Tage tretenden Bewegung. Der historische Entwicklungsgang in Deutschland vom Zollverein zum Norddeutschen Bund und schließlich zum Deutschen Reiche, die centralistische Strömung in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nicht zum Mindesten die heutige „imperialistische“ Bewegung in Großbritannien lassen überall das Bestreben deutlich hervortreten, die Theile strammer zusammenzufassen und die Centralgewalt auf Kosten der Autonomie einzelner Bestandtheile zu kräftigen. Diese Strömung ist das nothwendige Produkt der Fortschritte auf dem Gebiete der modernen Naturwissenschaften, speziell der Technik. Durch die Vervollkommenung der Transport- und Kommunikationsmittel wurden die Verkehrsgebiete ganz außerordentlich erweitert, der ausgedehntere Verkehr fordert aber gebieterisch in dem ganzen Verkehrsgebiete ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem, ein einheitliches Geld, ein einheitliches Handels- und Wechsel- und bürgerliches Recht, eine einheitliche Steuergesetzgebung, eine einheitliche Gewerbe- und Arbeiterschutz-Gesetzgebung, — kurz, eine ganze Reihe einheitlicher Institutionen, deren Einheitlichkeit nur dann gesichert erscheint, wenn der Centralgewalt das Recht zusteht, die in Rede stehenden Angelegenheiten im Wege der Gesetzgebung zu regeln. Und dieser in der civilisirten Welt zu Tage tretenden Strömung gegenüber, die das nothwendige Produkt der modernen Naturwissenschaften ist, ist das ganze Sinnen und Trachten der „nationalen“ Parteien in Oesterreich darauf gerichtet, die Staatseinheit zu lockern und den Staat in eine Reihe von mehr oder weniger lose zusammenhängenden Ländergruppen aufzulösen!

Nach meinem Dafürhalten ist der Vorgang, der sich jetzt in Oesterreich abspielt, ein unendlich lehrreicher Prozeß, ein Prozeß von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung, weil er deutlich zeigt, welche ungeheure Tragweite der Sprachenfrage innewohnt; und alle Staaten, deren Bevölkerung sich aus verschiedensprachigen Stämmen zusammensetzt, sollten im eigenen Interesse den Entwicklungsgang der Dinge in Oesterreich mit aufmerksamen Blicken verfolgen. Zunächst kann es wohl nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß es absolut unmöglich ist, einen Staat in acht oder mehr Sprachen zu regiren. Die Beamten müßten ja durchgehends Megafantis sein, wenn es jedem österreichischen Staatsbürger freistehen sollte, Eingaben in jeder dieser Sprachen an jedem beliebigen Punkte der Monarchie bei den Behörden zu überreichen, bei jeder Behörde in jeder dieser Sprachen zu verhandeln. Hieraus folgt umgekehrt, daß es für jeden Staat eine Lebensfrage ist, eine Sprache als Staatssprache festzusetzen. Auch sind die nationalen Parteien in Oesterreich die überzeugten und eifrigsten Anhänger der

Staatsprache. Das Erste, was die Magnaren thaten, als sie 1867 ihre Selbständigkeit erlangten, war, die magyarische Sprache zur Staatsprache in Ungarn zu erheben; die Polen in Galizien haben die polnische Sprache in Galizien als Amtssprache eingeführt; die Czeden haben nicht gesäumt, die czechische Sprache — wo sie konnten — zur Amtssprache der autonomen Behörden zu machen, und würden, wenn es ihnen gelingen sollte, für die Länder der Wenzelkrone die angestrebte Selbständigkeit zu erringen, sofort die czechische Sprache zur Staatsprache des „böhmischen Staates“ erheben. Aber die nationalen Parteien in Oesterreich stehen unter dem Gesetz des Beharrungsvermögens der Körper; sie kämpfen für die Erhaltung ihrer Sprache, — und können sich doch nicht entschließen, dem österreichischen Staate Dasjenige zuzugestehen, was jede dieser Nationalitäten für ihre Sprache in Anspruch nehmen möchte, nämlich: die deutsche Sprache als österreichische Staatsprache anzuerkennen und damit der deutschen Sprache ein gewisses Uebergewicht über die anderen Sprachen zu verschaffen. Und weil keine dieser Nationalitäten stark genug ist, dem österreichischen Staat ihre Sprache als Staatsprache aufzuzwingen, sind sie bestrebt, den Staat in eine Reihe lose zusammenhängender Ländergruppen aufzulösen. Bis hierher sind die verschiedenen nationalen Parteien unter einander einig, und da sie in ihrer Gesamtheit gegenüber den Deutschen die Majorität bilden, so wird es ihnen — wenn nicht noch in der zwölften Stunde die kühle, nüchterne Erwägung den Sieg über die Gefühlspolitik davon trägt — aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen, diese ihre Bestrebungen und Wünsche zu realisiren.

Dass es ihnen aber trotzdem nicht gelingen wird und nicht gelingen kann, die deutsche Sprache auszumergen, scheint mir aus den angeführten Gründen zweifellos. Keine jener Ländergruppen wäre nämlich groß genug, um einen in sich selbst geschlossenen Staat zu bilden, der wirthschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen vermöchte. Die jeder dieser Ländergruppen Angehörigen müßten noch wie vor mit der übrigen Welt in Verkehr treten und wären daher gezwungen, doch wieder Deutsch zu lernen. Ein Anderes aber ist die Frage, ob das altährwürdige Donauraich auch die Kraft haben wird, dieses letzte Experiment, das — wie es scheint — noch versucht werden soll, zu überdauern . . . Die Ruganwendung hieraus für andere Staaten, deren Bevölkerung sich auch aus verschiedensprachigen Stämmen zusammensetzt, ergibt sich nach meiner Ansicht von selbst.

Ezeromitz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwachter.



Aleppo-Beulen.

Die geistlichen und weltlichen Herren, die den Deutschen Kaiser auf der Fahrt ins Heilige Land begleitet haben, mußten schon während der Reise, wie es hieß, manche schlimme Enttäuschung erleben. Nun werden einige unter ihnen auch noch von der Aleppo-Beule geplagt, einer widrigen Hautkrankheitsform, über die seitdem allerlei Merkwürdigkeiten in den Zeitungen berichtet werden. Geheimrath Schweminger hat als Leiter der berliner dermatologischen Klinik — unterstützt von seinem damaligen ersten Assistenten — früher in den Charité-Annalen über dieses Leiden einen Bericht veröffentlicht, aus dem ein auch Laien verständliches Bruchstück mit Einwilligung des Verfassers hier mitgetheilt werden soll, da es gerade jetzt besonderes Interesse finden und irrthümliche Anschauungen beseitigen kann.

* * *

Endemische Beulen und Geschwüre sind uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus den verschiedensten Gegenden und von den verschiedensten Autoren beschrieben worden. In erster Linie waren es Nachrichten aus dem Orient, die uns die Kunde von solchem dort endemischen Uebel überbrachten. Aber was Ärzte und Reisende aller Art darüber anfänglich nur mündlich überlieferten, wurde zum ersten Male im Jahre 1745 durch Richard Pococke in seinem Reisebericht: „A description of the East and some other countries“ näher beschrieben. Er lehrte uns dabei den Knoten von Haleb (die Aleppo-Beule, bouton d'Alep) kennen. Dieser Knoten fand dann später durch Alexander Russell, der mit seinem Bruder Patrick Russell in einer englischen Faktorei als Arzt dort thätig war, im vierten Kapitel seiner Schrift: „The natural history of Aleppo and parts adjacent“ als mal of Aleppo eingehendere Würdigung. Seitdem ist das gleiche oder doch wesentlich ähnliche lokale Hautübel als endemisches Leiden, vornehmlich wieder im Orient, von verschiedenen Autoren geschildert worden. Sestini fand es in Bagdad (Thal des Euphrat) und in Egypten. Aus Egypten, dann von der Insel Cypern und vom Sind beschreibt es auch Brunner, Balfour von Delhi, Lang unter dem Namen Jemenbeule aus dem nördlichen Theile Arabiens. Aber auch in Syrien, in den ungarischen Niederungen (Boschnar), im polynesischen Archipel (Ouda), in Neuseeland, in Rußland, und zwar nicht nur

in Sibirien (Jaswa), sondern auch in Turkestan (Sartentkrankheit, Taschkentgeschwür) und im Transkaspigebiet (Pendebgeschwür) scheint das im Wesentlichen gleiche Hautübel endemisch vorzukommen. So ist also dieses Leiden, für das Willemin, weil er es nur im Orient vorkommend, dort aber keine Provinz frei davon wählte, den Namen *Tubercule d'Orient* vorschlug, weit verbreitet. . . Unsere eigenen Beobachtungen stützen sich auf die Kenntniß von sechs Fällen der in Persien heimischen Form von Aleppoaknoten, über die Polak, der Arzt des Schahs, früher eingehendere Berichte gegeben hat. Nach ihm ist das Uebel in Persien, hauptsächlich in der Hauptstadt Teheran, ferner in Kuma, Kaschan und Isfahan heimisch; von da südlich verliert es sich mehr und mehr und nördlich am Kaspiischen Meer ist es ganz verschwunden. Auf dem flachen Lande, selbst in den Dörfern nah bei den befallenen Städten, findet man den Salek (das Jährchen: so heißt das Uebel dort, weil es meist ungefähr ein Jahr zur Heilung braucht) nur sporadisch. Wo es aber häufiger vorkommt, werden die meisten Menschen davon befallen und man sagt in Bezug darauf z. B., daß in Isfahan „die Mädchen nur im Profil angesehen werden dürfen.“ Den Salek findet man nämlich hauptsächlich an den unbedeckten Körpertheilen und deshalb meist im Gesicht, um den Jochbogen, am äußeren Augenwinkel, am unteren Augenlid, an der Wange, Nasenspitze, seltener an Nasenwurzel, Stirn, oberem Augenlid, Ohrmuschel, Lippen, an Armen und Beinen u. s. w., nie am Bart und behaarten Kopfteil, Handteller, Fußsohle, Genitalien, Schleimhäuten. Das berichtet Polak.

Die sechs Fälle von Salek nun, die uns zur Kenntniß kamen, betrafen drei männliche Individuen, von denen der Eine (Dragoman bei der deutschen Gesandtschaft in Teheran) drei Exemplare der Beule eins an der Hand und zwei andere an den Fingern, der Andere (deutscher Militär-Bevollmächtigter in Teheran) zwei, eins an der Hand, das zweite erst später in Deutschland am Hals, bekam, während der dritte Kranke, Professor Albu aus Teheran, die Güte hatte, seinen Salek auf unserer Klinik selbst zu demonstrieren. Alle Fälle unserer Beobachtung ergaben im Wesentlichen die selben Momente, so daß es genügt, hier vorerst das zunächst Beobachtete, wozu uns die Kranken selbst werthvolle Daten gaben, kurz zu beschreiben.

In der letzten Nacht, welche die beiden ersten Kranken im Oktober 1885 in Teheran zubrachten und in der Alle von Roskitos sehr zu leiden hatten, erhielten der Gesandtschaftdragoman und der Major v. B. auf dem rechten Handgelenk je einen kleinen rothen Punkt, wie von einer Nade herrührend. Er erhielt sich lange, ohne irgend welche Beschwerden zu verursachen, vergrößerte sich aber allmählich und fast unmerklich, bis Ende Dezember, nach der Rückkehr nach Berlin, also nach zweimonatigem Bestande der Affektion, die Befürchtung aufkam, es könnte ein Salek daraus werden. Im Laufe

des Januar 1886 nahm die Rötze zu, dehnte sich auch mehr aus, zeigte unegale Konturen, verursachte aber zu keiner Zeit irgend welche Beschwerden oder Schmerzen. In der Mitte bildete sich nach und nach ein Eiterherd; das Geschwür hob sich aber nur wenig, öffnete sich von selbst, fiel zusammen und die Eiterung ging nach innen und breitete sich nach und nach bis zu 3 cm Länge und 2 cm Breite aus. Dabei standen die ganz unregelmäßigen Ränder stark geröthet etwa 1 bis 1,5 mm in die Höhe. Das Innere der Wunde zeigte verschiedene Eiterherde, zwischen denen inselartig Fleischwürrchen hervorragten. Uebler Geruch war nicht und nie vorhanden. Die Eiterung nahm nun Monate lang ihren Fortgang; während dieser Zeit wurde Hydrarg. oxyd. rubr. 0,5, Ungt. simpl. 5,0 und dann später Jodoform und weiße Präzipitatsalbe abwechselnd angewandt. Auch während dieser langen Zeit zeigte sich keinerlei Fieber, Lymphgefäß- oder Lymphdrüsenanschwellung, Rötzung oder Entzündung; auch hatten die Erkrankten keine Schmerzen, obwohl gerade der Sitz auf dem oberen Handgelenk durch Bewegung u. s. w. sie leicht hätte hervorrufen können. Bis etwa gegen Ende Juni 1886 dauerte die Eiterung. Allmählich verblaßten dann die rothen Ränder, die Wundöffnung wurde kleiner, flacher und Anfang Juli konnte der Verband weggelassen werden. An der geschwürigen Stelle ist seitdem eine immer mehr sich kontrahirende Narbe, die, anfangs noch mäßig geröthet, deutlich die Geschwürskonturen erkennen ließ. Die Haare an dieser Stelle sind zerstückt und sind nicht wieder gewachsen. Etwa im Januar 1886 hatte sich auch ein zweiter Salek an der rechten Seite des Halses, an bis dahin kaum gerötheter Stelle, gebildet. Dieser Salek war jedoch ungleich kleiner; die Eiterung hier hörte nach etwa vier Wochen auf und hinterließ eine nur geringe Narbe. Der Salek des Dragomans in Teheran entwickelte sich in der selben Zeit, dehnte sich aber noch auf zwei Stellen an den Fingern aus, war später einmal von einer Schwellung des Arms und vielen Schmerzen gefolgt, bis er — nach etwa einem Jahr erst — zur Heilung kam.

Als wir vor die Frage gestellt waren, ob es sich in unseren Fällen wirklich um den Salek, die in Persien endemisch vorkommende Form von Beulen, handle, erschien uns die Diagnose so zweifellos sicher, wie eine Diagnose überhaupt zu stellen ist, die, wie ich schon früher — in Mittheilungen über den Krebs — betont habe, eben immer auf mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit beruht. . . Mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit im Gefolge von Moskitorienwirkung hatten sich am Halse und an den Händen, also den bekannten Prädispositionsstellen für solche Affektionen, einzelne, nicht einmal juckende, nie schmerzhaft rothe Flecken entwickelt, die sehr langsam und allmählich größer wurden, bis sie ohne jede weitere subjektive Erscheinung (mit Ausnahme von dem Fall bei dem Dragoman, der wahrscheinlich durch andere

accidentelle Zufälle Schmerzen und Schwellung am Arm erlitt) in drei bis vier Monaten Bohnengröße und darüber erreichten. Wieder ohne jede weitere subjektive Erscheinung verringerten diese Knoten nach und nach ihre Konsistenz, indem sie weicher wurden und oberflächlich seröse bis eitrige Flüssigkeit absonderten, so weit nicht eine verschieden dicke Vorkleide ihren Austritt verhinderte. Die Untersuchung dieses Sekretes gab, wenigstens zu der Zeit, wo wir die Fälle zu beobachten Gelegenheit hatten, keinen wesentlichen, von sonstigem Eiter und Zerfallsmassen verschiedenen Befund, namentlich blieben spezielle Untersuchungen auf Mikroorganismen, Kultur- und Impfversuche völlig resultatlos. Die Vorkleide und Absonderungsfächen wurden nach und nach größer und breiter, je mehr die Knoten zerfielen und einschmolzen. Unter den Vorkleiden entwickelten sich dann entsprechend mehr oder minder unregelmäßig begrenzte, mit eben so unregelmäßigen Granulationen besetzte Substanzverluste. Wiederum ohne weitere subjektive Erscheinung und kaum von der jeweilig eingeleiteten Behandlung irgendwie in ihrem Verlaufe beeinflusst oder zeitlich abgekürzt, bildete sich in drei bis zwölf Monaten, wie es schien, je nach der Größe und Ausdehnung, die der Salek genommen hatte, eine verschieden stark eintretende Narbe. Wir können nicht entscheiden, ob nicht vielleicht durch eine im Anfang vorgenommene energische Auskratzung, Kauterisation oder Ähnliches der zeitliche Verlauf bis zu seinem Ende etwas zu modifizieren und abzuändern gewesen wäre.

... Die Diagnose erschien uns also sicher und eine Verwechslung mit anderen, bekannteren Krankheiten dieser Art geradezu unsäglich... Um nun die Entstehungsurachen zu erforschen, mußte man sich an ganz bestimmte Existenzbedingungen und Momente der endemischen Beulen halten. Unter ihnen steht obenan die nirgends und von Niemandem bezweifelte Tatsache, daß das Uebel, gleichviel, ob es in einem oder in mehreren Exemplaren (bis zu vierzig und darüber!) vorkommt, doch ganz bestimmt lokal ist und den charakteristischen, äußerst chronischen, aber immer zur Heilung tendierenden, nie Rezidive bringenden Verlauf zeigt. Gerade diese über allen Zweifel erhabenen Momente deuten mit Bestimmtheit auf ein nur lokal wirkendes und bleibendes Agens, das dann freilich durch verschiedene Faktoren und Wege auf die eine oder die vielfachen erkrankten Stellen gebracht werden kann. In diesem Sinne könnten pflanzliche und thierische Parasiten (Fliegen, Moskito's u. s. w.) so gut wie andere Dinge (Leinwand, Wäsche u. s. w.) die Vermittler bezw. Zuträger des schädlichen Giftes oder Agens sein. Diese Anschauung hat sich denn auch nach vielen irrigen Ideen allmählich mehr und mehr Bahn gebrochen und kann aus den meisten Beobachtungen ohne Schwierigkeit geschlossen werden, wenn auch die Autoren dieser Beobachtungen andere Schlüsse aus ihnen ziehen. Laveran sieht die Fliegen als Vermittler und Träger des Giftes,

Professor Albu, wir und die von uns beobachteten Kranken in gewissen Fällen die Moskitos als solche an. Ueber die Natur des Agens ist freilich damit noch nichts weiter präjudiziert, eben so wenig wie über den Ort seiner Entstehung, der am Ehesten doch noch in den Bodenverhältnissen, namentlich im Wachs, weniger wahrscheinlich im Trinkwasser (?) zu suchen ist. Dabei mag ja immerhin eine gewisse individuelle Disposition nicht ausgeschlossen sein, wie sie namentlich von den in Taschkent wohnenden Russinnen bestimmt behauptet wird. Individuelle, örtliche und vielleicht auch zeitliche Disposition spielen also, wie es scheint, auch bei diesem rein lokalen endemischen Hautübel eine bestimmte Rolle, mag der Träger wer immer sein und das Gift woher immer stammen. Daß in unserer bakterienreichen Zeit auch für die endemischen Beulen pflanzliche Organismen direkt als das wirksame Gift angesehen und deshalb nach ihnen geforscht wurde, kann nicht Wunder nehmen. Brauchbare Resultate haben diese Untersuchungen aber noch nicht zu Tage gefördert. So fanden Depéret-Voinet und Andere Pilze eines angeblich zymotischen Prozesses, die sie für die endemische Beule verantwortlich machten, konnten aber in ihren nur negativen Kultureresultaten mit diesem Pilz keinerlei Beweis dafür erbringen.

Carter hat Mycelfäden in den Lymphgefäßen bei der „Granulationgeschwulst“ der Viskarabeule gefunden und diese als Ursache angeschuldigt, verließ aber diese Lehre später selbst wieder vollständig und hielt nur das Sekret der Beule für überimpfbar. Gelingene Inokulationen an sich und Anderen führen Weber (mit der Porke), Flemming und Schlimmer (mit dem Knoten und dem Eiter) an. Die zuletzt genannten Versuche ließen die Experimentatoren schließen, daß das Gift im ersten Stadium der Entwicklung vorhanden ist, später aber wohl durch die Eiterung vernichtet wird. Bei Kulturversuchen mit der Viskarabeule fanden Dartant und Heidenreich einen Coccus, der ihnen den Zusammenhang mit der Beule und dem Coccus bewies, aber auch zeigte, daß eine Mikrobe verschiedene Dermatosen hervorzurufen könne. Fügen wir der Vollständigkeit halber hinzu, daß nicht als ursächliches, wohl aber als prädisponierendes Moment Willemin das lymphatische Temperament, Andere, wie Götschelt, Zell, Alil, Polak u. s. w., den Strophuliden und scheltischen Habitus ansehen, so dürfen wir doch auch nicht unerwähnt lassen, daß diese Annahmen durch nichts bewiesen, ja oft geradezu unhaltbare, jedenfalls lediglich nichts sagende Behauptungen sind. Nicht anders verhält es sich mit den Angaben, die den Gipsgehalt (Zell) oder die alkalische Reaktion (d'Arce) oder den Schlamm und die Mengen der organischen Substanzen des Trinkwassers, seinen Kochsalzgehalt, die erdigen, alkalischen Salze (Poggioli, Weiß, Massip, Netter u. A.) als krankmachend bezeichnen. Solche Annahmen, meist nur durch den Volksglauben sanktioniert, sind schon

darum nicht haltbar, weil nur einzelne Ortschaften an den Ufern von Flüssen, deren Wasser getrunken wird (Eoif, Orontes, Nil, Indus), von der Peule befallen werden, während andere absolut frei bleiben, weil ferner, wie in Biskara, die Beulen doch fortbestehen, obwohl die angeschuldigten Wasser längst nicht mehr getrunken werden, und weil die getrunkenen Wasser, wie überhaupt innerlich genommene Dinge, ganz und gar nicht die fast ausschließlich äußerliche Lokalisation im Gesicht und höchstens an den Extremitäten erklären. Mindestens die selben und ähnliche, noch schlagendere Gründe lassen sich gegen die Annahme vorbringen, daß der feine, kieselige Staub des Sirocco in die Haut einbringe und durch die Reizung die Beulen erzeuge oder daß Sumpfgase in Biskara dazu beitragen, da nicht nur in den Niederungen und Küstengegenden, sondern auch auf Plateaus der endemisch belasteten Gegenden diese Beulen vorkommen. Wenn, wie Renard meint, in der Sahara während der Sommerhitze die gesteigerte Sekretion der Schweißdrüsen diese entzünden und im weiteren Gefolge die Peule hervorrufen soll, so wäre dieser Hypothese gegenüber nicht einzusehen, warum gerade dann Gesicht und Extremitäten Prädispositionsstellen abgeben sollen und warum, wie Prager von der Delhibeule behauptet, die größte Häufigkeit von Dezember bis März beobachtet wird.

Freilich gehen auch die Angaben der Autoren über Klima und zeitliche Häufung der endemischen Beulen weit auseinander. So lassen Weber, Bedieh, Serizent und Andere die Biskarabeule im September und Oktober am häufigsten erscheinen, während Reiter sie um diese Zeit am Seltensten beobachtet haben will und Laveran in den Monaten September bis Dezember selbst der geringsten Raison die Neigung, sich in eine Peule umzuwandeln, zuschreibt. Es bleibt außer den bisher genannten möglichen, weist verschiedenen Trägern (Fliegen, Moskito's, Bienen u. s. w.) des Giftes noch die Verührung mit übel verunreinigtem — nicht Trink- sondern — Waschwasser (Capus, Bernich) das plausibelste aller ätiologischen Momente. Und dieses Moment wird namentlich von den Sarten in Bezug auf das Taschentuchgeschwür, eben so wie in anderen von den endemischen Beulen heimgesuchten Ländern, besonders wirksam vertreten. Am Bestehendsten für die Annahme dieser Ursache ist jedenfalls die unbestrittene Thatsache, daß die mit anderem Wasser als dem angeschuldigten versorgten bezw. sich waschenden Bewohner von den dort sonst heimischen Beulen augenscheinlich verschont bleiben.

Professor Dr. Ernst Schweminger.



Ver Sacrum.

Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit!" Dieser Spruch — halb Kriegsruf, halb Programm — steht in goldenen Buchstaben über der Pforte des wiener Sezessionshauses. Es ist der Drang der Zeit, die nach einer langen Periode des Nachbetens endlich wieder die eigene Stimme erhebt, um ihr Eigenes zu sagen; hier in einer Grosvenor Gallery, dort in einer Libre Esthétique oder einem Art Nouveau, auf einem Marksfelde, in einer Prinzregentenstraße, bei Koller & Reiner oder in einer Dobnigstraße. Die wiener Kunst hat den Weg der Sezession ziemlich spät betreten; erst am dritten April 1897 schloß sich die junge Künstlergruppe zusammen, deren amtlicher Titel „Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs“ lautet. Aber es soll nicht vergessen bleiben, daß in Wien schon zu einer Zeit, da berühmtere Kunsthauptstädte noch ruhig am veraltenden Alten stehen blieben, der freie Ruf erscholl. Im Jahre 1848 erhob sich der Nachwuchs der wiener Architekten, die Siccardsburg, Van der Nüll, Hansen, und entwarf den Bau der allerschönsten Kirche den kühnen Händen der wiener Baubureaukratie. Die Kunst den Künstlern, nicht den Beamten! Das war ihr Schrei. Auch Das war Sezession. Sie erzeugte die Kunst der ersten wiener Stadterweiterung, die das ältere Neu-Wien schuf und sogar für ein großes Stück Mitteleuropa vorbildlich wurde. Anfangs eine frische Experimentierkunst, wurde sie bald eine strenge Malkunst, vorchriftgemäße Schulkunst, die sich auf Präzedenzfälle gründete. Statt der Beamten diktierten nun die Professoren den Künstlern. Gegen diese neue Unlebenlichkeit empörte sich im Wien der starren Reaktionszeit ein urwiener Maler, Ferdinand Georg Waldmüller. Dieser im Atelier Erzogene predigte, ja, übte schon damals die Freilichtmalerei und wurde von den Jägern für verrückt erklärt, weil er sich einbilde, Sonnenschein müsse im Sonnenschein gemalt werden. Dieser Professor der Akademie forderte in geharnischten Streitschriften die Aufhebung der Kunstakademien und wurde dafür von seinen Kollegen geächtet. Ein Fürst Metternich, der Großmeister der Reaktion, nahm ihn gegen das Kollegium von Kunstcorporalen in Schutz und schrieb, wie ein Sezessionist von heute: „Die Akademie ist keine Zwangsanstalt, die dem Lehrer wie dem Schüler verbieten kann, dem eigenen Genius zu folgen.“ Auch Graf Leo Thun, der Unterrichtsminister der fünfziger Jahre, hatte in jenem Geistesfrühling richtige Regungen: er reorganisierte die Kunstakademie und nutzte die frischen Kräfte, die sich damals boten. Aber gerade die erstarrte Akademie, die eine für jene theoretisierende Zeit immerhin ausreichende Lebensfähigkeit gewonnen hatte, machte nun die Kunst für vierzig Jahre akademisch. Sie wuchs aus Galerienregungen hervor und nur der österreichische Farbensinn

erhielt sie lebendig, d. h. dekorativ. So wurde in der Malerzeit der Gipfel einer Farbenleistung erreicht, deren monumentaler Idealismus durch Pettenlofen, Leopold Müller und den Landschaftler Jakob Emil Schindler mit dem wirklichen Leben in Verbindung blieb.

An das Ende dieses Zeitraumes fällt das Auftreten eines Malers, der den Muth hatte, mit allen Rücksichten auf Herkömmliches, Gefälliges, Verkäufliches zu brechen. Halsstarrig, wie kein Zweiter, wollte er ganz er selbst sein und ganz die Natur geben. Das war der Landschaftler Theodor von Hörmann. Er starb als Fünfziger, im Juli 1895, aufgerieben durch den Tod verachtendes Naturstudium. Witten im Schnee sitzend, hatte er sein Winterbild von Znaim gemalt; und an der bretonischen Küste stieg ihm die wachsende Fluth bis an die Brust, während er die Klippen malte, auf die er sich dann mit Mühe noch retten konnte. Er gab sein Leben für die Wahrheit hin. „Richtig“ zu sein: Das war sein Streben; „richtig“ war auch sein Lieblingswort in den vielen brochürenartigen Briefen, die er mir schrieb. Das war während seiner langen Kämpfe gegen Juries, Kritiker und Publikum; selbst in einer bitteren Flugschrift strömte er einmal seinen Groll aus. Wie viele Jahre hatte er nur zu kämpfen, bis er es durchsetzte, einmal „eine Sammlung ausstellen zu dürfen, um den Weg zu zeigen, den ich gehe, wenn auch das Ziel noch nicht erreicht ist.“ Das Ziel, wo lag es? Comtens schwebte ihm noch als etwas Unerreichbares vor, obgleich er nicht daran dachte, ihn oder irgend wen nachzuahmen. Auch Schindler nicht, dessen praktischer Rath ihn schließlich aus verworrenen Gährungen auf den rechten Weg brachte. Publikum und Kritik hatten damals noch sehr wehleidige Augen. Die rothen Sparsfettefelder, deren weithin versprühten Purpur Hörmann so gern malte, wurden noch belächelt, der „Buchenwald im Herbst“ mit seiner Schicht von blutrothem Fallaub (später in der münchener Sezession verkauft) wurde einfach verhöhnt. Erst in den zwei Jahren vor seinem frühen Tode drang er durch. Seine kleine „Pflaumenernte“, deren Blau und Grün so herrlich von Sonnenwärme glüht, seine viel bewunderte „Reislandschaft bei Landenburg“, die eine Medaille erhielt, und sein überwältigender Niederblick auf den mit Schnee bedeckten Neuen Markt in Wien stellten ihn plötzlich in die erste Reihe der Kämpfer. Wofür gekämpft wurde, Das begann die Menge erst dumpf zu ahnen. Als Hörmanns Nachlaß ausgestellt wurde, mit seinen Hunderten von Naturstudien, alle vor der Natur prima fertig gemalt, alle gleich unverbrüchlich und „richtig“, gleich augenblicklich im Empfinden und selbst in der erfinderischen Technik, da war Hörmann der Gefeierte. Heute gilt er als der erste Sezessionist. An seinem Todestage legt die Sezession fests ihren Kranz auf seinem Grabe nieder.

Waldmüller und Hörmann —: zwischen diesen beiden Sezessionen,

die sich noch nicht zu benennen wußten, hat sich die Kunst der Franz Joseph-Zeit abgespielt. Zwischen zwei modernen Durchbrüchen das Fortspinnen eines farbenreichen, halb antiquarischen Traumes, ein grillparzerisches „Traum ein Leben“, ein Kaufsch, eine Verückung, aus der man schließlich zur hellen Gegenwart erwachen mußte. Der Zeitpunkt war nachgerade unabweislich geworden. Die Wogen der westlichen Bewegung schlugen bereits so heftig an die im altitalienischen Renaissancestil gearbeiteten Thürflügel unserer Kunstanstalten, daß sie sie aus den Angeln rissen. Es ist kein Zufall, daß die eingeschnarrte wiener Kunst gleichzeitig von zwei Seiten her gewirkt wurde. Die Erschütterung rüttelte das Künstlerhaus und das Oesterreichische Museum nach. Aus der Künstlergenossenschaft löste sich, unter begreiflichen Stürmen, die Gruppe der Sezessionisten los und das Oesterreichische Museum erhielt im Hofrath von Scala einen hochmodernen Direktor. Zu seinem Glück hatte Oesterreich wieder einmal, wie im Jahre 1848, Minister, welche die Forderung der Zeit erkannten. Im Cabinet Gautsch war Graf Vincenz Rattour Unterrichtsminister, ein kunstverständiger und kunstfroher Cavalier vom Schlage der Horace Walpole, Caylus und Rocynski, dabei ein Moderner von stark englischer Stimmung; und als er ging, wurde sein Nachfolger Graf Wylandt, dessen hohe Intelligenz die nämliche Bahn einschlug, heute die einzige, die ein Ziel vor sich hat. Die Ministerien Gautsch und Thun haben eine rettende That gethan, indem sie die österreichische Kunst plötzlich aus der Versumpfung hoben. War auch die That politisch und volkswirtschaftlich nicht minder geboten, so bleibt es doch anzuerkennen, daß diese Männer sich durch einen Berg von angerebten Vorurtheilen, den die Gegner nach Kräften zu stützen suchten, nicht erdrücken ließen. Auch unter ihren Mitarbeitern gab es Männer, wie die Sektionschefs Freiherr von Weckbeder und von Hartel, die dem modernen Gedanken seinen praktischen Sieg erzwingen halfen. Aber auch die jetzige Stadtverwaltung hat das Ihre gethan, um den Dornenweg der Sezession etwas gangbarer zu machen. Unter dem Regiment des Bürgermeisters Dr. Lueger wurde es möglich, daß die Sezession schon am siebenzehnten November 1897 durch Gemeinderathsbeschluß einen Baugrund zugewiesen erhielt. Das Mitglied Architekt Joseph W. Olbrich arbeitete mit jugendlicher Thatkraft die Pläne aus, am siebenundzwanzigten April 1898 wurde der Grundstein des Gebäudes gelegt und schon sechs Monate später, am zehnten November, wurde es der Gemeinde Wien übergeben. Während dieser Tag und Nacht geförderten Schnellarbeit wurde aber auch das Organ der Sezession, die eigenartige Monatschrift Vor Sacrum, herausgegeben, deren Bilderschnitt zum größten Theil von Mitgliedern herührte. Und im Zeitraum des Jahres 1898 veranstaltete die Sezession drei große Ausstellungen, von denen die erste, im Frühjahr, noch in den Räumen

der Gartenbaugesellschaft, die Herbst- und Winterausstellung jedoch schon im eigenen Heim stattfanden. Und bei Alledem behielten einige Talente der jungen Vereinigung noch Zeit, um die vorjährige Jubiläums-Gewerbeausstellung im Prater durch mehrere groß angelegte moderne Leistungen zu bereichern, die wesentlich dazu beitrugen, dem wiener Publikum die Augen zu öffnen. Wenn man bedenkt, daß die Sezession ursprünglich nur neunzehn Mann hoch ins Feld gerückt war, so ist Das eine Summe von Schaffen, so zu sagen aus dem Stegreif, die als bedeutende Kraftprobe gelten mag. Auch hat dieses Schauspiel frohen, des Zieles bewußten Ringens das Publikum durchgreifend erregt. - Die Ausstellungen der Sezession hatten Erfolge, wie Wien sie niemals sah. Man erlebte die seltene Thatsache, daß ein Thema der bildenden Kunst im vordersten Vordergrund unseres geistigen Lebens stand und daß von den aufgeworfenen Streitfragen das ganze Publikum widerhallte. Die Ausstellungen erzielten Reingewinne, ja, es wurde Regel, daß die Hälfte der verkäuflichen Gegenstände auch wirklich Käufer fand. Das Neue siegte auf der ganzen Linie; das Auge der Menge, das unter allerlei Abgedroschenheiten nachgerade seine Empfänglichkeit eingebüßt hatte, fand es wieder lohnend, zu bemerken und aufzunehmen.

Daß die Sezession eine polemische Schneide hat, ist selbstverständlich. Ihre Aufgabe ist ja, für und wider zu kämpfen. Aber der Zweck ist keineswegs das Frondiren an sich oder gar der Sport des Spektakels. In ihrer ersten Kundgebung hat sie ihr Wollen mit den Worten ausgedrückt: „Eine von ihrem Ideal begeisterte, an Wiens künstlerische Zukunft trotz Alledem unerschütterlich glaubende Schar jüngerer Künstler gründete nun eine Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs, die, unterstützt von einer Reihe wahrer, opferwilliger Kunstfreunde, ohne genossenschaftliche und materielle Rücksichten, gewissermaßen ergänzend, rein ideal künstlerisch zu wirken berufen ist.“ Diesem Programm ist die V. B. K. Oe. auch unverbrüchlich treu geblieben. Ihr nächstes Ziel ist, dem Publikum das Schlechte dadurch abzugewöhnen, daß man es durch Gutes gleichsam vermöhnt. Dies ist aber nur zu erreichen, wenn man es in fortgesetzter unmittelbarer Verbindung mit der internationalen Kunstströmung erhält und ihm nach und nach Alles zeigt, was im Auslande Gutes geschaffen wird. Im Wettstreit damit mag dann auch das inländische Niveau sich heben und durch Anregung unser eigenes Schaffen sich steigern. Je mehr Verständnis es im Publikum findet, desto fruchtbarer für die Kunst wird die Wechselwirkung zwischen Schaffenden und Aufnehmenden sich gestalten. Denn nicht die Künstler werden mehr zum Publikum hinabsteigen müssen, sondern das Publikum wird sich künstlerisch erziehen fühlen und zum Künstler emporzugelangen suchen. Als letztes praktisches Ziel schwebt der V. B. K. Oe. die Errichtung einer modernen

Galerie in Wien vor. Einem „wieners Luxembourg“ sollen die Reinerträge aller ihrer Veranstaltungen gewidmet sein. Das nachwachsende Geschlecht soll der modernen Kunst nicht mehr fremd gegenüberstehen, aber es soll auch eine Stätte vorhanden sein, an der sich österreichische Kunst sammeln kann. Ist es doch heutzutage, in Ermangelung einer „österreichischen“ Sammlung, selbst dem Spezialforscher äußerst unbequem, ja, fast unmöglich, einen historischen Ueberblick über die Kunst seines eigenen Vaterlandes zu gewinnen.

Als höchwichtig für die Zwecke der Sezession hat sich ihr Organ *Ver Sacrum* erwiesen. Die unmittelbare Quelle für den Titel dürfte Uhlands Gedicht *Ver Sacrum* sein, das den römischen „Weißefrühling“ schildert und mit der Strophe endet:

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt.
Weht hin, bereitet Euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatlohn einer neuen Welt,
Das ist der Weißefrühling, den er will.“

Die Künstler, denen die Redaktion übertragen wurde, hatten sich einen literarischen Beirath zugesellt, der aus zwei modernen Schriftstellern, Dr. Max Buchsbaum, damals Direktor des K. K. Hof-Burgtheaters, und Hermann Vahr, bestand. So verstärkt, trat die Zeitschrift frisch und stark in den Kampf ein. An Stoff zum Bekämpfen fehlte es wachseln nicht und das Publikum stupste anfangs nicht wenig über die ungewohnte Schreibigkeit, mit der hier aller Verrottung zu Leibe gegangen wurde. Das Publikum stupste überhaupt; denn *Ver Sacrum* war ihm etwas Neues, eigentlich ohne Rücksicht auf den Beifall der Abonnenten gemacht, lediglich ein künstlerischer Gefühlsausdruck. Aber gerade Das wurde seine Stärke. Anfangs machte man sich über Alles an dem Blatte lustig, vom Format und den Farben des Umschlags angefangen bis zum „Buchschmuck“, über den Ernst der Tendenz und die Aufrichtigkeit des Tones. Auch vermigte man lebhaft die gewissen Sammethandschuhe, mit denen die Talentlosigkeit ja immer angegriffen werden will. Allein das ungeberdige Element brachte die Lust in Bewegung und immer mehr Leute begannen, sich des Hauches von Frische zu freuen, der durch die geistige Atmosphäre zog. Bald hatte die Zeitschrift einen großen Abnehmerkreis, der bis ins ferne Ausland reichte. Die strenge Fachkritik in Paris und London hat unumwunden anerkannt, daß hier etwas Neues und Gutes gemacht ist. *Ver Sacrum* ist mit keiner der irgendwo bestehenden illustrierten Kunstzeitschriften zu vergleichen. Was ihm von vorn herein einen anderen Charakter giebt, ist sein persönliches Gepräge. In dem kleinen Kreise von Künstlern und Schriftstellern, die da mitzeichnen und mitschreiben, hat sich ein einheitlicher Geist ausgebildet, so daß *Ver Sacrum* wie aus einem Guß geworden erscheint. Es ist als eine moralische Person für sich zu be-

trachten, die ihre individuellen Tüge hat und alles ihr Fremde abweist. Und diese ideale Person ist auch eine idealistische. Sie hat Ver Sacrum als eine Ehrensache betrieben und ihre Kräfte geopfert, um dem Zweck zu dienen, ohne auf „irdischen“ Lohn zu rechnen. Es sind Alles in Allem nur wenige Hände und Köpfe, die der junge Bund für eine solche Aufgabe zu verwenden hat, aber das Gebotene macht den Eindruck, als wäre ein großer Stab von Kräften am Werke gewesen. Man betrachte etwa das umfangreiche Doppelheft, in dem die erste Ausstellung der Sezession behandelt ist, mit ihren achtzig bis neunzig Bildern; dem sieht man den kleinen Privatverein nicht an. Dabei ist noch ein besonderer Zug hervorzuheben: die Bescheidenheit. Man sollte meinen, daß in dem Organ einer Vereinigung ihre eigenen Mitglieder besonders gut wegläuten. Das Gegenteil ist der Fall. Für sich selbst macht die Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs keine Reklame. Im Ver Sacrum ist es ängstlich vermieden, irgend ein Mitglied für seine Leistungen zu belohnen; sie werden vielmehr, selbst in den Besprechungen der eigenen Ausstellungen, beinahe systematisch totgeschwiegen. Mögen ihre Arbeiten für sie reden, in der Weise, wie es etwa die Klimt-Nummer zeigt. Nur Altmeister Rudolf von Alt hat im ersten Heft die ihm gebührende Huldigung empfangen; bei der klassischen Schlichtheit, die ihn auszeichnet, ist sie mehr gemächlich als feierlich ausgefallen. Und ein Heft war Hans Schwaiger gewidmet, dem weltfremden, in seinen Vorkarpathen vergrabenen Künstler; aber Das geschah so sehr in absentia, daß es für den so Gewürdigten gar keine persönlichen Folgen haben konnte. Ausländern gegenüber ist Ver Sacrum freigeziger; das schöne Rhnopff-Heft beweist es. Allerdings ist es mehr als Kollegialität, was Fernand Rhnopff und andere große Moderne mit unserer Sezession und Ver Sacrum verknüpft. Es ist Freundschaft und thatkräftiges, mitthauendes Wohlwollen, ja, sogar schon eine gegenseitige Dankbarkeit, die ihre höchst soliden Grundlagen hat. Das Alles sind sprechende Kennzeichen, daß hier wirklich etwas Lebendes und Lebensfähiges geleistet worden ist. Die Sezession ist heute maßgebend auf dem Gebiete der wiener Kunst und Ver Sacrum ist eine der Stimmen Wiens geworden, ein Bedürfnis zum Leben, der weit über die Grenzen Oesterreichs hinausschallt. Mit dem zweiten Jahrgange geht Ver Sacrum in den Verlag von E. A. Seemann in Leipzig über. Die Redaktion (für die Dr. Franz Zweybrück zeichnet) bleibt die bisherige und hat ihren Sitz in Wien. In dieser unmittelbaren Verbindung mit der deutschen Geistesströmung liegt die Gewähr einer bedeutenden Weiterentwicklung der Zeitschrift. Ver Sacrum wird nun ein wichtiges Organ der modernen Kunstinteressen werden, eine wirksame Waffe zu Schutz und Trug, an diesem Wendepunkte der allgemeinen geistigen Entwicklung, wo endlich „das Saat Korn einer neuen Welt“ aufgehen will.

Die Indianer in den Vereinigten Staaten.

Nach der Volkszählung von 1890 lebte in den Vereinigten Staaten unter 62 Millionen Einwohnern eine Viertelmillion Indianer. Hierzu kamen allerdings noch 23 000 Indianer in Alaska, die nicht mitgerechnet sind. Bis zum Jahre 1871 wurden die Indianer von den Vereinigten Staaten als selbständige Völkerschaften anerkannt, mit denen Verträge geschlossen wurden. Dieses völkerrechtliche Verhältniß wurde 1871 durch ein Gesetz aufgehoben, das die geltenden Verträge aber ausdrücklich fortbestehen ließ.

Heute ist die Verwaltung der Indianerangelegenheiten Sache der Centralregierung. Daß die Indianer ihre Wohnsitzge in verschiedenen Staaten haben, ändert daran nichts; die Niederlassungen der Indianer sind theils als Indianerterritorium, theils als Indianerreservationen von der Verwaltung der Einzelstaaten losgelöst. Der Commissioner of Indian Affairs steht unter dem Staatssekretär für das Innere; doch will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Bedeutung des Staatssekretariates für innere Angelegenheiten verhältnißmäßig gering ist, weil die meisten inneren Angelegenheiten Sache der einzelnen Staaten sind. Immerhin hat der Commissioner eine ziemlich ausgedehnte Wirksamkeit. Außerdem besteht noch das Board of Indian Commissioners, dem besonders die Kontrolle des für die Indianer ausgegebenen Geldes und der für sie bestimmten Lieferungen obliegt. Für Einiges ist formell der Präsident zuständig, der von vielen Indianern als The Great Father bezeichnet wird. Er entscheidet über Begnadigungen Verurtheilter und auch über ganz geringfügige Dinge, so, wie es heißt, darüber, ob Indianer ihre Reservation verlassen dürfen, um sich zu Schaustellungen zu verbinden. Dagegen wurde mir in den Reservationen, die ich besuchte, gesagt, daß zum Verlassen der Reservation die schriftliche Erlaubniß des Agenten oder seines Vertreters genüge. Sollten aber solche unbedeutenden Dinge selbst bis Washington oder bis an den Präsidenten gelangen, so liegt natürlich die wirkliche Entscheidung doch in den Händen der Agenten.

Viele Indianer tragen heute noch ihre Nationaltracht, die zum großen Theil in amerikanischen Fabriken hergestellt wird. Nach einer Aufstellung, die vor Jahren gemacht wurde und allerdings eine Zahl von 280 000 Indianern mit Ausschluß der fünf civilisirten Stämme auf dem Indianerterritorium zu Grunde legte, war die Zahl Derer, die vollständig europäische Kleidung trugen, 63 000 und Derer, die sich theilweise europäisch kleideten, 34 000. Von den 280 000 hätten 23 000 lesen, 27 000 sich englisch verständigen können und 22 000 hätten Kirchengemeinden angehört. Ein Theil der Indianer hat angeblich überhaupt keine Religion und verehrt kein höheres Wesen. Dagegen wird von anderer Seite auf primitive, Allen gemeinsame Ansätze religiösen Empfindens hingewiesen, wie wenn beispielsweise einzelne Stämme es vermeiden, Fische oder Vögel zu essen. Bei zahlreichen Indianerstämmen spielt der Glaube an gute und böse Geister eine große Rolle. Man darf sich überhaupt die Indianer nicht als ein

einheitliches Volk vorstellen. Die Ethnologen haben von je her auf die großen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme in Sprache, Sitten und sonstigen Eigenschaften hingewiesen. Vielfach findet man bei den Indianern noch Polygamie und die Stellung der Frau ist fast allgemein sehr untergeordnet. Mischehen zwischen Indianern und Angloamerikanern sind äußerst selten geworden — früher mögen sie häufiger gewesen sein — und es ist wahrscheinlich, daß sich die ursprünglichen Einwanderer mit den eingeborenen Reithäuten stark vermischt haben. Man hat gelegentlich behauptet, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Pankeetypus und dem Indianertypus vorhanden sei und daß der Pankee sich durch gewisse anthropologische Merkmale von allen europäischen Völkern unterscheide, — Merkmale, die nur dem Indianer in gleicher Weise zukämen. Der Pankee hört Das bei seiner Abneigung gegen den Indianer nicht gern.

Also: mit Ausnahme der Alaska-Indianer wurde 1890 eine Viertelmillion Indianer gezählt. Sie sind ungleich auf die verschiedenen Staaten vertheilt, im Westen dichter als im Osten. 32 600 sind Bürger der Union, leben unter der weißen Bevölkerung, zahlen Steuern und erhalten sich selbst. Auf dem

Indianer-
e (8000), den
4 (5000), den
riegsgefangen
g sie sich auf
Illinois mit

Indianerterritorium' wohnen 13000, in den Reservationen und
schulen 133 000. Der Rest setzt sich aus den Pueblo in Neu-Mexiko
sogenannten sechs Nationen und anderen Indianern von New-York
Ost-Georgia in Nord-Carolina (3000) und Solchen zusammen, die in
(400) oder gewöhnliche Gefangene (200) sind. Wie ungleichmäßig
die einzelnen Staaten vertheilen, ergiebt eine Vergleichung von
einem einzigen Indianer und Neu-Mexiko mit fast 20 500.

er Vereinigten
und Missouri,
81 400 ameri-
nicht also un-
großen Theil
weiter schäfst

Das Indianerterritorium ist südöstlich von dem Centrum der
Staaten gelegen und südlich von Texas, östlich von Arkansas und
nördlich und westlich von Kansas und Oklahoma begrenzt. Es ist
kanische Quadratmeilen oder 81 000 Quadratkilometer groß, entspre-
chend dem sechsten Theil des Deutschen Reiches. Das Land ist zum
fruchtbar und selbst die vielen Weißen, die dort den Verträgen zu-
sind, haben einstweilen noch keine Ueberbevölkerungsgefahr bewirkt.

Die 75 000
ppen getheilt:
00 Cherokeees,
rühmend her-
reibens kundig
lt und besitzen
Indianer, die
Schulen und
hier jährig ge-
anderer Seite
szucht eingu-
eilweise schon
e nordameri-
sang. Inso-
nomadisiert
Berichten ein-
allend häufig

Indianer dieses Territoriums werden gewöhnlich in zwei große Gruppen
66 000 bilden die sogenannten fünf civilisirten Stämme, darunter 20 000
deren über fünfzehn Jahre alte Angehörige, wie ein offizieller Bericht
vorhebt, sämtlich männlich und weiblich, das Lesen und Schreiben
sind. Auch die vier anderen Stämme haben sich kulturell gut entwickelt
eine gewisse Selbstständigkeit der Verwaltung. Die 9000 anderen
hier leben, gehören verschiedenen Stämmen an. Die Anzahl der
Kirchen ist beträchtlich. Im Allgemeinen haben sich die Indianer
zeigt, sich der modernen Kultur anzupassen; doch wird Das von
bestritten. Jedenfalls ist es gelungen, bei ihnen Ackerbau und Viehzucht
führen. Während die Indianer Central- und Südamerikas theilweise
vor der Einwanderung der Weißen Ackerbau betrieben, lebten die
kanischen Indianer bis dahin nur von der Jagd und dem Fischen.
fern ist also zweifellos ein Fortschritt vorhanden. Aber ein Theil
auch heute noch. Ganz besonders wird gegenüber optimistischen
gewandt, daß die schweren Verbrechen im Indianerterritorium auf

sind. Bis vor Kurzem habe der Richter im Fort Smith (Arkansas) allein ungefähr eben so viele Todesurtheile zu fällen gehabt wie alle übrigen Richter der Union zusammen; der Galgen sei ständig aufgestellt gewesen. Mühte aber die Unsicherheit in diesen Gegenden nicht eben so sehr von den Weißen wie von den Indianern her? Thatsächlich siebelte sich gerade in diesen Grenzgebieten das allerelendeste weiße Gesindel an. Ganz besonders ungünstig lautete der Bericht des Board of Indian Commissioners 1894. Schon vorher hatte Senator Daves die angebliche Civilisation dieser Indianer in das Gebiet der Fabel verwiesen. Die Gerichtshöfe und die gesetzgebenden Körperschaften seien der Corruption verfallen, das Schulwesen sei unzulänglich und die Vandalereien, die dem ganzen Stamme laut Vertrag gehören, seien durch wenige Halbblutindianer okkupirt; Verbrechen aller Art blieben ungepönt und die weiße Bevölkerung sei schulplos. Der Bericht wies darauf hin, daß das Board sich schon zwanzig Jahre vorher gegen eine selbständige Verwaltung erklärt hätte. Dagegen wird von anderer Seite immer wieder hervorgehoben, daß die Weißen die Indianer verderben, sie durch Schnapsverkauf dem Trunke zuführen u. s. w.

Die Reservationen sind Verträge, die den Indianern durch Vertragserwerb eingeräumt worden sind; sie sind an Größe sehr verschieden und über das ganze Land zerstreut. Im Allgemeinen sind die Reservationen im Osten kleiner als die im Westen. Auch im Staate New-York bestehen einige Reservationen und an schönen Sonntagen kann man am Niagara Indianern in ihrer Nationaltracht begegnen, die von der nur sechs Kilometer entfernten Ansiedelung zu den Fällen kommen. Meistens wohnen die Angehörigen eines Stammes möglichst auch in einer Reservation. Die Reservation darf ohne Paß nicht verlassen werden; doch wird Das für den Grenzbereich der Reservation nicht allzu genau genommen. So verkaufen die Yuma-Indianer in Arizona auf dem ihrer Reservation benachbarten Bahnhof Wagen, Pfeile und ähnliche Dinge. Dagegen dürfen weder Weiße noch andere Indianerstämme die Reservation ohne Erlaubniß betreten. Aber auch Das wird nicht genau genommen und schließlich ist fast Alles der Willkür der Regierungsbeamten überlassen. Man trifft z. B. Navajo-Indianer in der Reservation der Süd-Ute-Indianer an. In den Verträgen ist meistens festgesetzt, daß die Regierung der Reservation einen Theil des Unterhaltes zu liefern hat, Fleisch, Zucker, Mehl, Backpulver, Kleidungsstücke u. s. w., und da, wo die Indianer zur Landwirtschaft angehalten werden sollen, auch landwirtschaftliche Geräthe. Die Indianer pflegen die Lieferungen an bestimmten Tagen von der Regierungsgenture abzuholen. Die Reservation steht unter Aufsicht eines Agenten, der, je nach der Größe des Bezirkes, noch verschiedene Beamte unter sich hat. Die Agenturen sind gesucht, weniger um des Gehaltes als um der Nebeneinkünfte willen, die sich die Agenten zu verschaffen im Stande sind. Ein großer Theil der Vertragslieferungen soll in die Tasche der Beamten fließen, die mit den Lieferanten unter einer Decke stehen. Früher hat Das sicherlich häufig stattgefunden, doch ist diese Art von Corruption wohl im Verschwinden begriffen.

Auf manchen Reservationen befinden sich von der Regierung gegen festes Gehalt angestellte Aerzte; daneben haben die Indianer ihre eigenen Medizinmänner, an die sie sich in Krankheitsfällen um Rath wenden. Zum Unterrichte im Ackerbau sind Farmer angestellt und man spricht von guten Erfolgen; auf

den Reservationen bestritt man mir diese und behauptete, daß den die Oberaufsicht führenden Farmern nicht genügende Kräfte zur Seite ständen und daß sie aus Sparsamkeitsrücksichten mit allerlei Nebenaufgaben bepackt würden.

Außer dem Ackerbau wird Hochflechterei betrieben, die besonders in der Anordnung bunter Muster mitunter ganz Bedeutendes leistet. Einige Stämme fertigen Schmuckgegenstände aus Glasperlen an und die Navajo-Indianer üben das Weben von wollenen Fußteppichen als Spezialität. So viel Herrschsucht, Willkür, Selbsthunger und Grausamkeit im Verhältnis der Weißen zu den Indianern von je hervorgetreten sein mag, eine Einrichtung verdient volle Anerkennung: die Indianerschulen, die hauptsächlich auf Veranlassung von Karl Schurz und Pratt gegründet worden sind. Der offizielle Regierungsbericht zählte im Jahre 1895 achtundzwanzig solcher Schulen auf. Sie sind fast über das ganze Land zerstreut. Da sie außerhalb der Reservation liegen und besondere Wohngebäude haben, müssen sich die Kinder, die die Schule besuchen wollen, von den Eltern trennen. Die Schulen in den Reservationen leisten wenig. So sah ich in der Apachereservation bei Dulce in Colorado eine Schule, die katholische Missionäre begründet hatten; aber nur zwei Indianerkinder besuchten sie und Regierungsbeamte sagten mir, daß der Schulbesuch auf solchen Schulen allgemein sehr unregelmäßig sei. Die Kinder kommen eine Woche lang, treiben sich dann aber wieder Wochen lang umher. Die Regierungsschulen sollen sich immer noch einer größeren Autorität erfreuen als die von religiösen Gesellschaften gegründeten. Ein Theil der Indianerkinder besucht auch die gewöhnlichen öffentlichen Schulen. Ein Schulzwang, wie er in den meisten Staaten für die weiße Bevölkerung eingeführt ist, besteht für die Indianerkinder nicht. Die Indianerschule von Carlisle in Pennsylvania ist häufig näher beschrieben worden.

Ich vermied diese Schule, um nicht ein bloßes Paradestück zu sehen, und suchte zwei abgelegene Schulen, Fort Lewis und Grand Junction, auf. In Grand Junction war vor mir nur ein Deutscher gewesen: Helmholz. Ich kann nur sagen, daß ich von der Vorzüglichkeit der Einrichtungen überrascht war. Als ich Fort Lewis besuchte, hatte die Schule 262 Zöglinge. Der vollständige Kursus dauert sechs Jahre, doch bleiben viele Schüler wesentlich kürzere Zeit dort, woran die Agenten und Unterbeamten der Reservationen nicht ohne Schuld sein sollen. Wo diese sich aus den Lieferungen Nebengewinn zu verschaffen suchen, haben sie ein Interesse an einer möglichst hohen Zahl von Rationen, also auch an einer möglichst hohen Kopffzahl von Indianern in der Reservation, und sehen es deshalb nicht gern, wenn die Kinder der Schule wegen sich außerhalb der Reservation aufhalten. Das hat auch auf die Ferienentfernungen Einfluß. Vom erzieherischen Standpunkt aus kann es nicht erwünscht sein, wenn die Schüler Wochen lang die Schule verlassen und in die Reservation zurückkehren, wo sie mit ihren tätowirten Eltern zusammen unter Zelten wohnen und die bürgerliche Kleidung mit Decken und allerlei Zierrath vertauschen. Das wird von den Direktoren auch nicht gern gesehen. Hier ergeben sich aber die selben Kollisionen mit den Regierungsbeamten der Reservation, die die Eltern veranlassen, ihre Kinder abzuholen. Kinder essen weniger als Erwachsene, nach dem Vertrag ist aber die Ration, die für ein vierjähriges Kind geliefert wird, die selbe wie die für einen dreißigjährigen Indianer; ja, für ein Kind von wenigen Stunden

wird schon die selbe Ration berechnet wie für Erwachsene. Je mehr kleine Kinder auf der Reservation vorhanden sind, um so mehr kann also aus den Vorräthen herausgeschlagen werden.

Einige Schulen sind mit Kindergärten verbunden, die nach freibelliger Methode geleitet werden. Man treibt auch Ges- und Marschübungen nach Musik; ferner lernen die Kinder bei schnellerem Tempo der Musik eine Art rhythmischer Tanzbewegung. Verschiedene Arten von Touren, etwa wie bei einer Polonaise, dienen dazu, sie spielend an eine gewisse Disziplin zu gewöhnen.

Der Schulunterricht ist für beide Geschlechter gemeinschaftlich. Er wird von Lehrern und Lehrerinnen erteilt. In Fort Wewis — in anderen Schulen soll es ähnlich sein — besteht auch eine Handwerkschule, so daß die Hälfte des Tages mit dem gewöhnlichen Schulunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Aufsatz, Zeichnen, Geschichte und Geographie, ausgefüllt wird, die andere Hälfte mit industriellen Arbeiten: Schneiderei, Schusterei, Buchbinderei, Druckerei und Landwirthschaft. Um eine Uebersättigung zu verhüten, werden der Schulunterricht und die industrielle und landwirthschaftliche Unterweisung halbschichtig am Vormittag und Nachmittag vorgenommen. Auch ganz tüchtige Musikcorps findet man in den Schulen und die Schule von Carlisle beabsichtigt, ihr Indianer-Musikcorps im Jahre 1900 zur Weltausstellung nach Paris zu entsenden. Der Dezerment in Washington soll für den Plan gewonnen sein, und wenn die Regierung das Geld nicht gewähren sollte, will man sich an einige reiche Amerikaner wenden, die zweifellos die Mittel hergeben würden. Auch Fort Wewis hat eine Kapelle, die von einem Vollblutindianer geleitet wird. Ein Weißer war mit darunter, ein liebenswürdiger Deutsch-Amerikaner, der die jungen Indianer das Schneidern lehrt und in seinen Russenstunden die Klarinette bläst; der einzige Weiße in der vortrefflichen Kapelle. Ausgezeichnet ist das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern. Von Strafen wird fast niemals Gebrauch gemacht. Die Schüler sind den Lehrern sehr gehorsam und der treffliche Direktor Vreen versteht es, den Eifer dieser Indianerfinder, die für eine Anerkennung zur rechten Zeit sehr empfänglich sind, auf das Wirksamste anzuspornen. Ich erinnere mich, wie sie sich freuten, als ich ihrer Musikkapelle, die einige Stücke vorgetragen hatte, dankte und einige Worte des Lobes spendete. Als der Direktor dann fortfuhr, man erzähle sich in Amerika und Europa so viel von der Wildheit der Indianer, sie sollten nun einmal zeigen, daß sie der Kultur zugänglich seien, fielen seine Worte offenbar auf einen fruchtbaren Boden. Ob freilich unter den heutigen Verhältnissen die Indianerschulen einen dauernden Nutzen stiften können, bleibe dahingestellt. Viele Kinder kehren, wenn sie die Schule verlassen haben, nach der Reservation zurück und beginnen dort, wie ich selbst gesehen habe, wieder unter Zelten zu wohnen, ihre Indianertracht anzulegen, — und zu faulenzeln.

Die Ausgaben für die Indianer sind nicht gering; im Jahre 1896 betrugen sie zwölf Millionen Dollars. Davon entfielen ungefähr drei Millionen auf die Vertragsverpflichtungen, zwei Millionen auf die Unterstützung von Schulen, 1 600 000 auf Landentschädigungen u. s. w. Im Ganzen sollen von 1789 bis 1897 mehr als 334 Millionen ausgegeben worden sein. Es ist daher nur zu begreiflich, daß man auf Mittel sinnt, diese Ausgaben zu verringern. Man kann drei Vorschläge unterscheiden. Die Einen rathen, Alles zu lassen, wie es heute

ist. Die Indianer würden über kurz oder lang aussterben, die Ausgaben würden sich damit von selbst vermindern und das Land würde schließlich den Vereinigten Staaten zufallen. Dieser Vorschlag stützt sich darauf, daß die Indianer mit Ausnahme der Sioux an Volkszahl abnehmen. Ein zweiter Vorschlag geht dahin, die Verträge mit den Indianern und ihre Rechte am Grund und Boden abzulösen, die Reservationen allmählich zu verkleinern und schließlich ganz aufzuheben, auf diese Weise also die Indianer zu veranlassen, unter den übrigen Bürgern der Vereinigten Staaten aufzugehen. Ein dritter Vorschlag endlich geht dahin, die bestehenden Verträge und die Reservationen einseitig aufzuheben und die Indianer zu zwingen, genau wie die Weißen zu leben. Tatsächlich unterscheiden sich der zweite und der dritte Vorschlag wenig von einander. Wie wir sahen, ist im Jahre 1871 gesetzlich ausgesprochen worden, daß die Indianer fortan als Stämme und Völkerschaften nicht mehr angesehen und Verträge mit ihnen nicht mehr geschlossen werden sollten. Da aber gleichzeitig die bestehenden Verträge in Kraft blieben, kann doch selbstverständlich von Vertragsänderungen nicht die Rede sein, so lange das Gesetz von 1871 noch gilt. In Wirklichkeit werden fortwährend schon heute ungesetzliche Änderungen der Verträge herbeigeführt. Man zwingt die Indianer, „freiwillig“ Theile der Reservationen zu verkaufen und den Weißen zu überlassen, und Mittel bedenklicher Art werden auch sonst angewandt und empfohlen. Schlägt doch sogar ein Bericht des Board of Indian Commissioners vor, der Kongreß möge einfach seine Souveränität zeigen, die Verträge auflösen und das Indianerterritorium freigeben. Es ist nicht meine Sache, Vorwürfe zu erheben: zwischen Theorie und Praxis bei Behandlung uncivilisierter Völkerschaften gähnt meistens eine Kluft. Theoretisch sind den Indianern gesetzliche Rechte eingeräumt. Praktisch, erklärt man, sei der gegebene Zustand unhaltbar und müsse, eventuell auch gegen den Willen der Indianer, geändert werden. Charakteristisch ist, daß bei den Streitigkeiten, die zwischen Indianern und Comboys immer noch vorkommen und denen auf beiden Seiten Leute zum Opfer fallen, die Behörden meistens gar nicht einschreiten; sie halten die Tötung einiger Comboys oder Indianer für Etwas, das den Staat nicht besonders interessiert. Und wenn früher Indianer mit Kindern und Frauen zu Hunderten und Tausenden vom weißen Gefindel hingemetelt wurden, so hat gleichfalls kaum Jemand gegen diese Grausamkeiten Einspruch erhoben. Es waren ja nur Indianer. Daß ungerechte Regierungsbeamte bestraft worden wären, hat man kaum je gehört. Die Gleichgiltigkeit, mit der gelegentlich Amerikaner von den Indianern und auch von den Regern sprechen, ist ein unsympathischer Charakterzug dieses sonst so fortgeschrittenen Volkes. Selbst von Gebildeten kann man hören: „Only good Indian is a dead Indian“. Und doch haben wir zahlreiche Bewährmänner, die dauernd mit Indianern in Berührung gewesen sind, erklärt, es sei wesentlich die Schuld der Weißen, daß die Indianer keine höhere Stufe der Kultur einnehmen.

Dr. Albert Rehl.



In Memoriam.

1.

Und als Du mich zuerst geküßt,
Das war der erste Frühlingstag,
Ein Tag, wie man ihn nie vergißt,
Auf dem des Lebens Leuchten lag.

Und als ich nachts nach Hause ging,
Die weite, stille Straße lang,
Der Duft noch an den Zweigen hing
Und fernher kams wie Harfenklang.

Es trat mein Fuß in Mondenschein
Und Mondenlicht quoll um mich her . . .
In eine andre Welt hinein
Trug wogend mich das Silbermeer.

Der Zauber blieb. An Deiner Brust
Wie Frühlingstag und Mondesnacht
Sog mir das Leben unbewußt
Jahrlang vorbei und unbedacht.

Nun, da der Seele süßer Muth
Erlösch mit Deiner Augen Schein,
Da bin ich jählings aufgewacht
Aus meinem Traum, — und bin allein . . .

2.

Wie ist doch alles Leid
Des Lebens schal und klein,
Stehst Du am Totenbett
Des Liebsten jäh allein.

Das Antlitz bleich und kalt,
Die lichten Augen zu,
Die Hände auf der Brust
Erstarrt zur ew'gen Ruh' . . .

Nie mehr ein süßer Blick,
Nie mehr ein liebes Wort —
Dein Lachen und Dein Lied,
Dein Wesen — Alles fort . . .

Kein Licht, kein Ziel, kein Trost,
Das Leben fremd und leer —
Und über Dir der Stein
Mit seinem Fluch: Nie mehr . . .

3.

Wo einstens wir gegangen
Im warmen Sonnenlicht,
Da ist die Welt verhangen
Von Nebeln, grau und dicht.

Und wo wir einst gesessen
Im Grünen, Hand in Hand,
Verlassen und vergessen
Liegt unterm Schnee das Land.

Du Herz an meinem Herzen,
Das mich so süß tief
In Freuden und in Schmerzen,
Was schläfst Du jetzt so tief?!

Aud daß Du mich verlassen,
Wie kommt' es nur geschehn?
Nun muß ich meine Straßen
Allein ins Dunkeln gehn.

Erlöschen alle Sterne —
Die Nacht ist schwarz und still —
Ein Lichtchen blinkt von ferne —
Ich weiß wohl, was es will . . .

4.

In Deinen Augen Sonnenschein,
In Deinen Händen Frühlingsregen:
So tratst Du ins Leben ein,
So schrittest Du auf allen Wegen.

Und aus dem Herzen brach ein Quell
Von Liebe sonnenhaft durchgluthet,
Der bis zum Ende reich und hell
Mit Morgenstrahlen mich umfluthet.

Für jeden Schmerz ein sanftes Wort
Und jeder Noth ein Trostespenden;
Du lächeltest die Sorgen fort
Und bargst die Stirn in weichen Händen.

Doch wars zu schön. Der Strom des Lichts
Trug aufwärts Dich zu jenen Räumen,
Woher Du kamst . . . Und mir blieb nichts,
Als von dem kurzen Glück zu träumen.

5.

Doch meine Heimath ist bei Dir,
Wenn auch nicht mehr auf dieser Erden;
Noch flammt es gluthend über mir, —
Doch Nacht muß bald aus Abend werden.

Dann darf auch ich zu Dir zurück
Und leg' mich leise Dir zur Seiten;
Als letzte Gabe wird das Glück
Die weiße Decke auf uns breiten.

Und wenn in Jugendfülle stehn
Die Kinder, die Du mir gegeben,
Wenn Maienblüthen sie umwehn
Und still zur Frucht sich reift das Leben,

Den Blick einander zugewandt —
Die Augen werden schwer und trüber —
Ein letztes Wort — und Hand in Hand
Trägt lächelnd uns ein Traum hinüber.

6.

In Deine Hand hab' ich mein Leben
An jenem fernem Tag gelegt;
Du nahmst es an mit leisem Beben,
Doch treulich hast Du es gehegt.

Dem Falter gleich, den still die Blume
Im Abenddunst entschlummert wiegt,
Lag in der Liebe Heiligthume
Mein Glück an Deine Brust geschmiegt

Doch dann ein Tag . . . da kam das Ende . . .
Der Herbstwind riß vom Baum das Laub;
Erscharrt entsanken Dir die Hände . . .
Mein Leben rollte in den Staub.

7.

Des Lebens Sonne schwand dahin;
Die Welt in grauem Scheine lag;
Noch lebend weist die Hand dahin,
Wo bleich verfaul der junge Tag.

Wir starren unnerwandt dahin,
Und suchen die entschwandne Pracht —
Und übers stille Land dahin
Zieht schweigend nun die ew'ge Nacht.

Hamburg.

Theodor Suse.



Banken und Kundschaft.

In New-York hat tägliches Geld neulich 16 Prozent pro Jahr gekostet; so wurde und eilig gefabelt. Dabei ist zu bedenken, daß ein so ausnehmend hoher Satz nicht etwa Leute wie Wandersbitt oder Madag trifft, sondern arme Schächer, kleine Spekulant, und auch sie nicht etwa wegen Staatsfonds, die natürlich ohne Schwierigkeit genommen werden, sondern wegen einiger stark überspielten Industriecaktien. Die deutschen Kommissionfirmen, die ihre Kundschaft jetzt um jeden Preis vom weiteren Engagements in Diskontokommandit oder Nachsumern abhalten möchten, wiesen warnend über den Ozean: Geld in New-York 16 Prozent! Keine Tefel! . . . Ja zahlen denn die selben Häuser in Berlin, Frankfurt u. s. w. jetzt viel weniger für Geld? Die Mittelfirma K. sieht am Vormittag, daß sie sehr knapp ist; sie hat versucht, mit dem Hause N. wie sonst Ched zu tauschen, d. h. einen von heute gegen einen anderen von morgen ausgestellt. Vergeblich! Die Telephongespräche lehren, daß die bei solchen Transaktionen im Betracht kommenden Schichten bereits ausgepumpt sind. Ein feiner Bankier mag, so lange er noch nicht Aktiengesellschaft ist, sich nicht gern einfach Geld leihen. Das macht sich nicht gut. Was also thun? Er nimmt aus seinem Portefeuille Wechsel, die vielleicht nur noch drei Wochen zu laufen haben, und diskontirt sie bei der Reichsbank zu dem für seine Verhältnisse theuren, aber offiziellen Satz von $4\frac{1}{2}$ Prozent. Nach wenigen Tagen ist er wieder ganz flüssig. Er hat also für drei Wochen $\frac{1}{2}$ Prozent — d. h. 10 Prozent pro Jahr — zu viel bezahlt; dazu kommen noch einmal 4 Prozent, da ihm nun auch die Gelegenheit fehlen kann, die eingelassenen Nachsummen anzulegen. Das macht zusammen 14 Prozent. Der Abstand von New-York ist also gar nicht so groß; nur schreckt dort die riesige Ziffer.

Unsere Banken bemühen sich aber wirklich ernsthaft, die Kundemengagements einzuschränken, denn sie müssen sich selbst — wenn auch nicht Anderen — gestehen: wer Kredit giebt, ist auch auf Kredit angewiesen. Und gerade Das wird allmählich etwas fatal. Allererste Institute, deren Kapital den Vätern im Erstaunen steht, kommen jetzt in die Lage, sehr große Summen auf sechs und acht Monate als Darlehen zu suchen. Ein alter Fachmann pflegte zu sagen: „Die Dummen sehen in den Bankbilanzen auf die Debitoren, die Klugen sehen sich die Kreditoren an.“ Denn da liegen auch die anvertrauten fremden Gelder. Uebrigens scheinen die ausländischen Guthaben bei unseren Banken seit einiger Zeit wieder bedeutend gewachsen zu sein und London, Paris, New-York oder selbst Petersburg könnten unversehens große Summen abberufen. Wir leben in Verhältnissen, denen unsere Hochfinanz ohne Erfahrung gegenübersteht. Deshalb sind die leitenden Personen zum Theil unsicher, wenn nicht gar ängstlich, zum Theil lassen sie sich von den Ereignissen treiben. Die Entwicklung der Industrie bringt für den Bankier täglich Neues; und auch der Fabrikant beginnt schon, finanztechnisch mitzureden. Ob in solchen Fällen dann der Hüttenmann oder der Bankdirektor entscheidet, ist eine bloße Frage der Persönlichkeiten. Wenn z. B. Hörde Kohlenzechen ankauft, um sich auch auf diesem Gebiet unabhängig zu machen, so geschieht Das nicht ohne Kontrolle und Eingreifen des Schaaffhausenschen Bankvereins, nicht, ohne daß der Oberregierungsrath Schröder sich um jede Drucksache, die von Hörde ausgeht, bekümmerte. Wenn aber „Rothe Erde“ bei Wachen

die eschweiler'schen Gruben erwerben will, so wird der Direktor Rirdorf kaum einen seiner Financiers zu fragen nöthig haben. Uebrigens ist die Nachricht von dem Scheitern dieser Ankaufsverhandlungen viel zu positiv aufgetreten. „Nothe Erde“, die in Brüssel notirt wird und fünfzig Prozent Dividende giebt, trat auch keineswegs allzu anspruchsvoll auf; aber Herr Rirdorf fürchtet Wassereintrüche, wie sie thatsächlich Eschweiler schon erlebt hat. Eingeweihte glauben doch noch an ein schließliches Zustandekommen; im Allgemeinen pflegen Meldungen über dergartige Verhandlungen meist erst dann aufzutauken, wenn der Käufer bereits die Majorität der verkaufenden Aktionäre in der Tasche hat. Unsere Hütten zeigen vielfach das Bestreben, sich ihre Kohle selbst zu liefern; hierzu können ihnen natürlich nur solche Bechen dienen, die ganz in der Nähe liegen oder durch Schienenstrang angeschlossen werden können. Der Preis, den das Stahlwerk Hoesch jetzt für die Beche Westphalia bezahlt hat — sechs Millionen —, wird für theuer gehalten, da die Beche schon unter sechstausend Mark gestanden haben. Allein auch die Hoesch-Aktien, mit denen doch bezahlt wird, standen noch im vorigen Jahre bis zu sechzig Prozent niedriger als heute.

Die an der Börse gegen solche Transaktionen manchmal aufkeimenden Bedenken richten sich immer nur gegen die Zwischengewinne, die von einem nahezu geschlossenen Ring monopolisirt sind; nur von Fall zu Fall gelingt es dann noch lokalen Unternehmern, betheilt zu werden. Es hat sich da binnen Kurzem eine reguläre Technik herausgebildet; zuerst ein geschickter Vorverkauf, dann Ueberredung und Interessirung einiger wichtigen Neutralen, Beschluß im Verwaltungsrathe, Bestellung eines Garantiefonstiums, das so thut, als ob es die Aktien oder Beche noch keineswegs hätte, und endlich großmüthige Ueberlassung der neuen Papiere an die alten Aktionäre, die vorläufig trotz Alledem noch nicht einmal ein schlechtes Geschäft machen. Diese Vortteriegewinne, wie man sie wohl nennen kann, sind noch theuerlich; sie resultiren aus dem Börsengesetz, das den Bankiers weh thun wollte und ihnen in Wirklichkeit nur genügt hat. Am Wunderbarsten ist die Spielart des Garantiefonstiums, das proteushaft in allen möglichen Formen auftritt. Aber der Meib wacht, zu Viele möchten ihren Gaumen eben so laben und sehen mit wässerigem Munde den Großen zu; und so häuft sich Enttäuschung auf Enttäuschung, bis schließlich die unangenehmsten Erörterungen nicht ausbleiben werden. Einstweilen gehen aber diese Finanzirungen ununterbrochen vor sich und die glücklichen Regisseure werden den Vorhang erst fallen lassen, wenn das Publikum durchaus nicht mehr folgen will. Man braucht heutzutage nur in die Zeitungen zu blicken, um bei einiger Personenkenntniß einer Komödie nach der anderen zu begegnen. Warum begiebt jenes Hüttenwerk seinen Aktienantheil eines anderen Werkes, der nicht groß genug ist, um eine selbständige Emission zu ermöglichen, plötzlich an eine Trustgesellschaft? Diese Frage ist leicht beantwortet, wenn man weiß, daß beide Unternehmungen den selben berliner Bankier haben.

Sicher ist die Kapitalvermehrung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft. Sie gehört zu den Transaktionen, die in jedem Jahr — oder doch in jedem zweiten — nöthig werden, weil die Ausdehnung der Geschäfte sie verlangt. Seit die A. E. G. den früheren Konfortalweg verlassen hat, stehen ihr an Mitteln zur Verfügung: ihre eigenen Aktien und Obligationen, die der Berliner Elektrizitätswerke, der All-

gemeinen Total- und Straßenbahn, der Elektrizitätsbank in Zürich und der Elektrizitäts-Versorgung-A.-G. Wahrscheinlich hat man zur Kapitalvermehrung gerade die A. G. gewählt, weil bei einem Ueberlassungskurs von 200 der Besitz der Aktionäre sich verbilligt. Die Berliner Elektrizitätswerke kosteten noch riesige Summen; nach dem neuen Vertrag muß der jetzige Umfang von etwa 28000 allmählich auf 50 bis 60000 Pferdekkräfte erhöht werden.

Wenn nun unsere Großinstitute ihre Rundschaft jetzt von dem landesüblichen Spekuliren abzuhalten suchen, denken sie aber an alles Andere eher als daran, dem Publikum etwa auch von den neuen Industriewerthen abzurathen. Sonst wären auch die Geschäfte, die ich vorhin schilderte, ganz undenkbar. Der deutsche Kapitalist, ob groß oder klein, hat noch immer viel Geld, aber er muß es erst durch Verkauf von Papieren flüssig machen. In Tagen, wo dreieinhalbprozentige pfälzische Eisenbahnprioritäten mit unbedingter Staatsgarantie auf 98 heruntergegangen sind, läßt sich über die Neigung, Anlagepapiere gegen Dividendenerthe zu vertauschen, gar nicht mehr streiten. Daher sind auch städtische Obligationen kaum anzubringen: sie füllen entweder die Effektenbestände der Banken oder führen eine Art Prägelfenz als bei den Bauten aufgenommene schwebende Schulden. Die Rheinische Kreditbank in Mannheim erläutert ihre Aktien ganz offen unter diesem Gesichtspunkt und spricht dabei von einer ganzen Reihe von Städten. Der ferner Stiehende muß sich entschieden wundern, wenn er sieht, wie billig heute die Optionen auf Kommunalanleihen zu haben sind, ohne daß sich oft auch nur eine Hand rührt. Und noch treten immer mehr Städte mit produktiven Anleihen auf; dabei ist außerhalb Preußens die Staatskontrolle sehr viel weniger streng. Rührt sich gegen Herrn von Wiquel auch Manches einwenden, wie jetzt wieder der Ansturm der Ruhrindustriellen wegen endlicher Ermäßigung der Erbschaften zeigt, so muß man gerechter Weise doch zugeben, daß es kein geringer Vorzug eines Finanzministers ist, wenn er gegenüber stürmischem Viebeswerben mächtiger Kreise muthig Nein sagen kann.

Einen jähen Wechsel hat, wie es scheint, die große Campagne in Schweizer Bahnen erfahren, nachdem ihr unstetwilliger Ueberer, der für die Eidgenossenschaft viel zu mächtige Herr Weyer-Zeller, plötzlich gestorben ist. Seine Kinder sind unmündig und der Vormundschaftsrath wird, statt mit der deutschen Finanz, die bisher die Nordostaktien lombardirt hat, mit dem Bunde verhandeln müssen. Weniger als die Berliner würden die Berner bei einem Ankauf wohl auch nicht geben, denn die Handelsgesellschaft, Warschauer und Genossen müßten doch mit allen ungünstigen Eventualitäten rechnen, die ihnen vom Bunde noch drohen könnten, während der Bund seinen eigenen guten oder bösen Willen selbst zu lenken vermag. Jetzt erst sieht man, wie groß das Wagniß war, einem einzigen Manne so ungeheure Depots und eine solche Nachstellung zu ermöglichen. Vergleicht man selbst alle Reportzinsen und Provisionen, die die Berliner und frankfurter Börse an Herrn Weyer-Zeller verdient haben mag, mit den Kursverlusten, die den deutschen Aktionären indirekt durch diese Finanzunterstützung erwachsen sind, so stellen sich die Kursverluste als unvergleichlich größer heraus. Die Zusammensetzung der vom Bunde gewählten Prüfungskommission zeigt uns nur Personen, die den Aktionären feindlich gestimmt sind.

Von den Rentenpapieren ziehen nur Spanier an. Das — und den —

Verdienst daran haben die Franzosen. Die unveränderte günstige Meinung geht von Frankreich aus, wo man die Verhältnisse des Nachbarlandes, wohl mit Recht, zu kennen behauptet. Eine große Mleihe ist, wie ich nur wiederholen kann, trotz allen ab und zu versuchten Gauffemandoern aber doch nicht zu erwarten. Die Schulden sind jetzt zu übersehen und da wartet die Hochfinanz zunächst das Programm der Regierung ab. Was den fremden Gläubigern gegenüber geplant wird, kennt man bereits im Wesentlichen: Verschiebung der alljährlichen — übrigens durch Vertrag garantirten — Amortisationen und eine Rentensteuer, die die Verzinsung nicht allzu sehr verfürzt. Ob die neuen Einnahmequellen so reichlich fließen werden, wie sie veranschlagt sind, wird wohl hauptsächlich davon abhängen, ob das konservative Ministerium den Muth und die Kraft beweisen wird, einschneidende Verwaltungsreformen durchzuführen.

Nicht mehr zu leugnen ist die Verstimmung unserer Besitzer von Oestebas Minas-Werthen. Man sahndet auf den Prospekt, der, wie alle derartigen Papiere, nur von Wenigen aufbewahrt worden ist, und es wird behauptet, die Diskontogesellschaft und Rothschild hätten bei der Emission mehr versprochen, als nachträglich gehalten worden ist. Das Publikum würde aber an eine solche Nachprüfung gar nicht denken, wenn nicht überhaupt die brasilianischen Verhältnisse in einem recht trüben Licht erschienen. Die Begeisterung für exotische Länder pflegt sich immer zu rächen; auch mit China scheint es heute schon so weit zu sein.

Ein Prospekt, der Gegenstand eines Prozesses geworden ist, betrifft die fünfhunderttausend Pfund Aktien der Northern-Transvaalbahn. Die Klage ist in Brüssel anhängig gemacht worden, nachdem die Regierung in Pretoria einmal gezahlt und sich dann auf den Zinsendienst der Prioritäten beschränkt hat. Diese vierprozentigen Prioritäten stehen etwa 94. Der Prospekt, der von einer „Transvaal Guaranteed Railway“ sprach, soll die Bedingungen der Staatsgarantie verschwiegen haben. Interessant ist es, bei dieser Gelegenheit genau zu erfahren, wie viele Pfund Sterling, Remontoiruhren, Phäetons und ähnliche Dinge zur Erlangung der Konzession verausgabt worden sind. Natürlich wehrt sich ein Theil der mit Namen genannten Transvaalbeamten seiner Haut und will in seiner Unschuld von nichts wissen. Nur an Geldgeschenken sind zehntausend Pfund aufgeführt. Die Emission für England ging von Barclay & Co. aus, allein diese bedeutende Firma übernahm selbst keine Verantwortlichkeit und sah sich nach englischer Sitte und dem Gebot der Klugheit nur als Mandatarin an. Pluto.



Durch Beschluß der ersten Strafkammer des Landgerichtes I Berlin vom zweiundzwanzigsten März 1899 ist die Beschlagnahme der „Zukunft“ vom achtzehnten Juni 1898 aufgehoben worden und das Heft, das den Artikel „Pudel-Majestät“ brachte, kann wieder durch den Buchhandel bezogen und von den Behörden, die es den Adressaten vorentsstellten, reklamirt werden.



Theater.

Das Reich der Weißen Zaren hat Europa drei große Epiker geschenkt, aber keinen einzigen Dramatiker. Zwar hat von Zeit zu Zeit ein russisches Theaterstück die guten Europäer interessiert — Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben“, Gogols „Revisor“, Wisemskijs „Verleugener“, Ostrowskijs „Gewitter“, Tolstois „Nacht der Finsterniß“ und „Früchte der Bildung“ —, doch das Interesse galt dann stets der satirischen oder der deskriptiven Kunst des Dichters, der uns in ein fremdes Sittenklima hineinblicken ließ, nie seinem dramatischen Vermögen. Was dem Occidentalen für den Dramatiker wesentlich scheint —: die Fähigkeit, eine Handlung zu finden, in der bestimmte, fixirte oder der Natur nachgebildete Menschen die ihnen eigenthümliche Art des Denkens und Fühlens dem Auge des Zuschauers enthüllen, und diese straff geschürzte, durchsichtige Handlung schnell vorwärtszuführen —, Das sucht er bei den Russen vergebens. Moskowitern und Kleinrussen, die im Gefühlsausdruck von einander sonst so deutlich geschieden sind, ist dieser Mangel gemeinsam. Die Völkerpsychologie würde um die Erklärung gewiß nicht verlegen sein... Der Russe hat eben die Optik des Epikers, hat sie auch dann, wenn er sich um theatrale Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung glücken: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Zeit, bedächtig die Dinge, die ihm gezeigt werden, zu betrachten. Die Europäer sind im Schauspielhaus ungeduldig, sind an ruhiges Zuhören und an die behagliche Freude über eine getreue Schilderung, ein hübsches Wort nicht mehr gewöhnt und werden nervös, wenn der russische Dramatiker unständlich sein Gebälk aufzuthürmen beginnt und die hastig vorwärts Strebenden immer wieder, als gäbe es nichts zu versäumen, zu verweilenden Rundblicken labet. Der Europäer möchte im Eilzugtempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblähten Buch, das nach des Tages Last über ein paar kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist höchst zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder zur Lustigkeit stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen diese slavischen Theaterprätendenten zu viel; ihren neugierigen Landsleuten können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsychie der eigentlich dramatische Kern fehlt, die entschlossene, rücksichtslos hitzige Parteinahme für und wider. Der Russe ist, in gewissem Sinn, jenseits von Gut und Böse: er ist, selbst der Ruschik, von Natur zu sehr Psychologe, als daß ihn die sinnliche Scheidung der Menschheit in Engel und Teufel, in Ganggute und Gangschlimme, befriedigen könnte; er hat in eigenem Leiden die Reversoite der Rebaille kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller menschlichen Regungen und Triebe und sieht sogar in dem Verbrecher, in dem von der Staatsgewalt mit dem Rainszeichen Bemerkelten, nur den

Unglücklichen, dem seine geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht und findet. Die Dramatik ist Sache der frohen, im Innersten heiteren Völker — Hellas, merry old England, Spanien, Süddeutschland, Norwegen, Frankreich —, die in Liebe und Haß den brutalen Muth ihrer Meinung haben; in der slavischen Zone eines zärtlichen Mitleidenshutes konnte bisher wenigstens der Welt ein großer Dramatiker nicht erwachsen. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrenwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; aber auch sie mußte bald einsehen, daß der Genius nicht auf Kommando aus unfruchtbarem Boden zu stampfen ist und daß ihr Vershawin nichts als nachahmende Handwerkerstümperei zu leisten vermochte. Die dramatische Dichtung des Russenreiches, dessen Epik seit Gogols Tagen so mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist denn auch bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Victor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker haben Molières Technik nachzustreben versucht. Alle — neben Tolstoi besonders Pisemskij, der russische Angengruber, und Ostrowskij in seinen lieblos gezeichneten, aber mit munterer Karikaturistenkunst behend gestalteten Kaufmannskomödien — haben uns hochrussische Menschen gezeigt; ein aus der Tiefe des russischen Volksgeistes geborenes Drama ist keinem gelungen.

... Als Frau Maria Samwilowna Sawina neulich mit einem dem petersburger Alexandra-Theater entlehnten Personal in Berlin ein paar Vorstellungen gab, konnte man wieder einmal beobachten, wie gering auf deutsche Hörer die Wirkung russischer Dramen ist. Ostrowskij's historisches und Spassinskij's romantisches Schauspiel versagten völlig. — nicht nur, weil das spärliche Publikum die Sprache der Spieler nicht verstand, sondern, weil der Ton und die Technik ermüdeten. Die Worte wären zu entbehren gewesen — ein Programmbuch gab den Inhalt der Stücke genau an —, wenn die Dichter über die bildnerische Kraft verfügt hätten, die das Auge für eine Weile mit der Funktion des gern ausruhenden Ohres zu betrauen vermag. Diese Kraft fehlte hier; und so sah man vor einem befremdenden, monotonen Schattenspiel, in dem nichts lebendig werden wollte. Besser erging es einem modernen Trauerspiel des Herrn Alexej Sumorin, der als junger Mann einst fest nach russischen Stoffen griff und sich als Alternder resigniert dann mit der leichteren Aufgabe begnügte, eine Theatergeschichte, das Schicksal der russischen Schauspielerin Kadmina, der Wirklichkeit nachzuerzählen. Auch er hat die russische Technik, die unserem Geschmack allzu umständlich scheint, auch ihm fehlen Knappheit, Klarheit und Konzentration, die Eigenschaften also, die wir vom Dramatiker fordern — oder doch forderten, ehe die „Neue Richtung“, die nun schon wieder verlassene, in die Mode kam —; aber er beobachtet scharf, weiß, in satirischer Stimmung, Menschen in den Eig ihres Willens zu blicken und führt uns in ein Milieu, das uns bekannter ist als die russische Gesellschaft unter dem Szepter der Zwane. Der Typus des Nimen, des

Theaterdirektors, der Kupplerin ist in den wesentlichen Zügen überall der selbe und auch der jüdische Bankier sieht in Wien kaum anders aus als in Berlin, Köln oder Frankfurt. Tatjana Nepina, die Heldin des Herrn Samorin, dankt uns nicht fremdartiger als Adrienne Lecouvreur oder Nean, die uns so oft auf den Brettern besuchten. Sie ist sehr eitel, sehr leichtsinnig, sehr leidenschaftlich, kann sich nicht ins Philisterium schicken und wärmt sich an dem alten Geniewahn, daß sie, all in ihrer Künstlergröße, das Sittengesetz einer Gesellschaft der Mittelmäßigkeiten nicht zu achten brauche. Doch die Gesellschaft rächt sich — sie hat immer Recht, sagte Hamburger, der Augier deshalb auch über Ibsen stellte — und treibt die Trogige in den Tod. Tatjana Nepina kann von ihrem Sabatin nicht lassen; und als sie den verarmten Gutsbesitzer, der sich in einer reichen Heirath zu rangiren sucht, mit ihrem wellenden Reiz nicht zu fesseln vermag, nimmt sie Gift. Da sie eine Russin ist, betrinkt sie sich vorher noch einmal und inszeniert das Sterben effectvoll. Ihrem Leben ist der Inhalt verloren, nach dieser letzten Liebe wächst in dem dürren, verhärteten Herzen nichts mehr und die Gewißheit, auch künstlerisch nur sinken zu können, scheucht die Haltlose aus ihrem Lebenspiel. Aber sie will großartig sterben, als Siegerin, im beseligenden Gefühl der Macht, die sie so lange über ihr Publikum hatte. Sie schminkt sich, legt das Kostüm der Wastissa in Ostrowski's Drama an, spielt die ersten Akte der in ihrem Gastrepertoire beliebtesten Rolle und vergiftet sich, während draußen die Menge Beifall jauchzt und den Stern noch einmal zu sehen wünscht, in ihrer Garderobe . . . Das Stück ist für die Bedürfnisse einer Virtuosin geschrieben und als literarische Leistung nicht allzu ernst zu nehmen; aber es ist unterhaltend, bringt anmuthige und schwüle Stimmungen und stellt gute Typen aus der Gesellschaftsschicht, die sich in und neben den Schauspielhäusern anzufiedeln pflegt, auf die Bühne.

Es wurde ausgezeichnet gespielt, glatt im Ensemble, einfach und sicher. Die russischen Mimen brauchen die bei uns jetzt so hoch, höher als jede stilisirende Kunst, geschätzte Natürlichkeit nicht erst im Westen zu lernen; sie geben sich, so lange sie im Rahmen des bürgerlichen Schauspiels bleiben, mit einer Einfachheit, an die uns nur die ersten Sujets der berliner Bühnen allmählich gewöhnt haben. Eine orgiastische Kneiperei, bei der sich Theatermädchen mit Bankiers, Gutsbesitzern und Journalisten vereinen, wurde so gut, im winzigsten Zuge so echt dargestellt, wie man bei uns kaum je sehen wird. Frau Sawina, die in Rußland als erste moderne Tragödin gilt, ist eine ältliche, unschöne Dame, hager, mit einem echt russischen Gesicht. Das Auge und die Geberdensprache ist sehr ausdrucksvoll; namentlich die Hände, denen man leider das Alter ansieht, haben viel zu erzählen. Die Stimme ist weder stark noch besonders melodisch; ein hoher, klavischer Sopran, dem die dunkle Cellofärbung der Wolter und der strahlende Goldglanz der Vernhardt verfaßt ist. Man hat zunächst nicht das Gefühl, einer ungewöhnlichen Erscheinung gegenüberzustehen. Man sieht eine sichere Spielerin, die jede Wirkung

genau kennt, jede Feinheit des Dialoges klug ausnützt, jedem unfeinen Effect aus dem Wege geht und, trotz Alter und Häßlichkeit — das ungalante Wort scheint mir nöthig —, mit dem sagenhaften Charme des russischen Weibes die Sinne schmeichelnd und streichelnd umspinnt. Eine Frau, die oft getreten, mißhandelt, herumgestoßen wurde, die den Herrn, den Bändiger, fühlen, vor der Faust des Stärkeren zittern will und in langjährigen Leiden gelernt hat, daß ihr Weibchenreiz gegen das brutale Männchen die einzig wirksame Waffe liefert. Spät erst, in der Kauschszene, enthüllte sich das den Durchschnitt überragende Talent der Frau Savina. Es ist nicht leicht, eine trunkene Frau zu spielen, die weder komisch noch widerig scheinen, die „reizend“ bleiben soll. Das Kunststück gelang der Russin. Man konnte über die arme Tatjana, die mit umnebeltem Hirn nach Worten suchte und, wenn ihre schwere Zunge sich unbeholfen an den Buchstaben stieß, wieder nach dem Champagnerglas griff, nicht lachen, konnte sie auch nicht abscheulich finden; in ihrer dumpfen, scheuen Hilflosigkeit war sie nur bejammernswerth, wie ein liebliches, schwaches Geschöpf, das sich in einer fremden Welt nichts veriert hat und sich betäuben möchte, ehe es zum schlimmsten Entschluß das Bißchen Muth zusammensucht . . . Und dann kam der lange Sterbeact und wir sahen eine große, den größten zu vergleichende Tragoedin. Sarahs berühmte Bühnentode sind graffer, effectvoller; hier aber schien wirklich ein müdes Lebensflämmchen langsam zu erlöschen. Entsetzlich langsam: erst eine Schwäche, eine Schwerfälligkeit in allen Bewegungen, ein die Denkkraft lähmender, kleiern auf den Schläfen lastender Kopfschmerz; dann ein Krampf, als wollten die Eingeweide das tödtliche Gift gewaltsam ausscheiden, und ein Schüttelfrost, der die mageren Glieder in wilden Zuckungen umherwirft; und endlich die schwere, schmerzvolle Agonie, in deren Qualen doch manchmal noch das Bewußtsein jäh auflodert. Das Bild mag klinisch nicht richtig sein: im Bühnenspiel wirkte es wie furchtbare Wahrheit. Nichts von Zacconis grellen Spitalstudien, keine Spur von der aufdringlichen Komödiantenweisheit, die uns immer zuguwinken scheint: Seht, wie genau ich beobachtet habe, wie natürlich ich bin! Die Symptome, das Brechen der Augen, die Loderung des Sinns und die Leichenstarre, kann mancher Witze hinter der Rampe vortäuschen. Hier wurde unser Empfinden durch den inneren Kampf einer freiwillig und doch widerwillig Sterbenden gepackt. Uelalaide Ristori schuf solches Grausen, wenn sie als englische Elisabeth sich an die Rissen klammerte und mit krampfhaft gekrümmten Fingern nach der Krone griff, die sie dem Erben nicht lassen mochte. Hier sahen wir mitleidig eine arme Theaterkönigin sterben, der ihr Bißchen Flitterkram so lange über Demüthigungen und Schmach hinweggeholfen hatte und deren halb schon gebrochener Blick noch einmal froh aufleuchtete, da ein Echo des Beifalls ihr Ohr trifft, — des billigen Beifalls, der morgen den nächsten Liebling begrüßen und eine Weile durchs illuminierte Leben begleiten wird. W. S.